



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

12. JAHRGANG
OKT.-DEZ. 1983



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Leo Schmidt		
	Kulturdenkmale in der Freiburger Altstadt	169
Klaus Scholkmann		
	Die sieben Keltern in Metzingen, Kreis Reutlingen	179
Julius Fekete		
	Die Mahl- und Sägemühle in Fichtenberg. Ein technikgeschichtliches Kulturdenkmal der Zeit um die Jahr- hundertwende	184
Berndmark Heukemes		
	Zur keltischen Doppelschanze „Am Wasserbett“ von Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis	193
Schriftenreihe „Kulturdenkmale in Baden-Württemberg“ (Kleine Führer)		199
Personalien		200
Buchbesprechungen		203
Mitteilungen		207

Titelbild: Vogelschauplan der Stadt Freiburg im Breisgau aus dem Jahr 1852 von Josef Wilhelm Lerch; Blick von Osten (Ausschnitt). Das Original ist im Besitz der Stadt Freiburg.
Zum Beitrag Leo Schmidt: Kulturdenkmale in der Freiburger Altstadt

DENKMALPFLEGE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT
DES LANDESDENKMALAMTES

12. JAHRGANG 1983

Inhaltsverzeichnis

Peter Anstett	
Der Denkmalrat, seine Aufgaben und seine Geschichte	74–77
Arbeitsberichte	143–146
Peter Schubart	
Zwei Fachwerkhäuser von 1711 und 1712 mit wiederhergestellter alter Farbigeit in Hardheim-Schweinberg, Neckar-Odenwald-Kreis	143–145
Peter Schubart	
Der Fest- und Tanzraum der ehemaligen „Gültene Sonne“ in Hardheim, Neckar-Odenwald-Kreis	145–146
Norbert Bongartz/Rolf Hekeler	
Historische Fensterformen in Baden-Württemberg (1) Schieben statt Drehen und Kippen	119–127
Felicitas Buch	
„Unser Geist verlangt in solchen Dingen keine Täuschung, sondern Wahrheit . . .“ Ferdinand von Quast und Konrad Dietrich Haßler, die beiden ersten Konservatoren Preußens und Württembergs	43–46
Artur Burkhard, siehe: Peter Schmidt-Thomé/Günter Eckstein/Artur Burkhard	
Die Kapellenkirche in Rottweil Baugeschichtliche Untersuchung und statische Sanierung im Schiff und Chor	147–165
Albrecht Dauber	
Zur Geschichte der archäologischen Denkmalpflege in Baden	47–51
Die staatlichen Denkmalämter von 1853–1983 (Übersicht) Heft 2/1983, Umschlagseiten 3/4	
Günter Eckstein, siehe: Peter Schmidt-Thomé/Günter Eckstein/Artur Burkhard	
Die Kapellenkirche in Rottweil Baugeschichtliche Untersuchung und statische Sanierung im Schiff und Chor	147–165
Julius Fekete	
Die Mahl- und Sägemühle in Fichtenberg. Ein technikgeschichtliches Kulturdenkmal der Zeit um die Jahrhundertwende	184–192
Gerhard Fingerlin	
Restaurierung eines römischen Badegebäudes in Merdingen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald	13–15
August Gebeßler	
Zum Thema	30–32
Walter Genzmer †, siehe: Personalia	200–201
Gründungserlasse der staatlichen Denkmalpflege	33
Eberhard Grunsky	
Zur „Entdeckung“ historistischer Architektur als Problem der Denkmalpflege	96–104
Eberhard Grunsky, siehe: Buchbesprechungen	203–204
Rolf Hekeler, siehe: Norbert Bongartz/Rolf Hekeler	
Historische Fensterformen in Baden-Württemberg (1) Schieben statt Drehen und Kippen	119–127
Roman Herzog	
Grußwort	29

Martin Hesselbacher †, siehe: Personalia	201–202
Berndmark Heukemes Zur keltischen Doppelschanze „Am Wasserbett“ von Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis	193–198
Historische Fensterformen in Baden-Württemberg (1)	
Norbert Bongartz/Rolf Hekeler Schieben statt Drehen und Kippen	119–127
Renate Kienle Das ehemalige jüdische Gemeindezentrum in Hemsbach, Rhein-Neckar-Kreis	8–12
Renate Kienle „Prüfet alles und alle und nehmet das Beste und den Besten“ Architekten und Denkmalpflege im 19. und frühen 20. Jahrhundert	91–95
Hubert Krins Die Gründung der staatlichen Denkmalpflege in Baden-Württemberg	34–42
Dietrich Lutz Archäologie des Mittelalters	66–73
Dietrich Lutz, siehe: Buchbesprechungen	204–205
Dieter Müller Topographische Arbeiten für die Landesarchäologie in Baden- Württemberg	84–90
Hans Ulrich Nuber Limesforschung in Baden-Württemberg	109–118
Dieter Planck Luftbildarchäologie in Baden-Württemberg	1–7
Hans Rolli †, siehe: Personalia	25
Alfred Rüschi Der römische Kastellurm in Waldmössingen, Stadt Schramberg	23–24
Adolf Schahl †, siehe: Personalia	168
Egon Schallmayer Römische Ausgrabungen in Neckarburken, Osterburken und Walldürn	133–142
Siegwart Schiek Zur Geschichte der archäologischen Denkmalpflege in Württemberg und Hohenzollern	52–58
Leo Schmidt Kulturdenkmale in der Freiburger Altstadt	169–178
Peter Schmidt-Thomé Grabungen im Dom von St. Blasien, Kreis Waldshut	128–132
Peter Schmidt-Thomé/Günter Eckstein/Artur Burkhard Die Kapellenkirche in Rottweil Baugeschichtliche Untersuchung und statische Sanierung im Schiff und Chor	147–165
Ursula Schneider, siehe: Klaus Scholkmann/Ursula Schneider Zwei „Spitäler“ des frühen 16. Jahrhunderts Das sogenannte Spital in Hayingen, Kreis Reutlingen	16–22 20–22
Gustav Schöck, siehe: Buchbesprechungen	206–207
Inge Schöck, siehe: Neuerscheinungen	27–28

Klaus Scholkmann/Ursula Schneider	
Zwei „Spitäler“ des frühen 16. Jahrhunderts	16–22
Das „Neuhaus“ des Heilig-Geist-Spitals in Ehingen, Alb-Donau-Kreis	16–19
Klaus Scholkmann	
Die Ziegelbemalung am „Neuhaus“ des Ehinger Spitals	166–167
Klaus Scholkmann	
Die sieben Keltern in Metzingen, Kreis Reutlingen	179–183
Schriftenreihe „Kulturdenkmale in Baden-Württemberg (Kleine Führer)	199–200
Peter Schubart, siehe: Arbeitsberichte	143–146
Wolfgang Seidenspinner, siehe: Buchbesprechungen	205–206
Wolfgang Stopfel	
Gesamtanlagen als Schutzobjekt der Denkmalpflege, ein neues Problem?	78–83
Wolfgang Stopfel	
Das Amt des Konservators der kirchlichen Denkmäler in Baden	105–108
Richard Strobel	
Zur Inventarisationsgeschichte des 19. Jahrhunderts in Baden-Württemberg	59–65
Zwei „Spitäler“ des frühen 16. Jahrhunderts	16–22
Klaus Scholkmann	
Das „Neuhaus“ des Heilig-Geist-Spitals in Ehingen, Alb-Donau-Kreis	16–19
Ursula Schneider	
Das sogenannte Spital in Hayingen, Kreis Reutlingen	20–22
Buchbesprechungen	203–207
Neuerscheinungen	26–28
Personalia	25–26, 168, 200–203
Mitteilungen	28, 207–208

Leo Schmidt: Kulturdenkmale in der Freiburger Altstadt



DIE FREIBURGER ALTSTADT vom Schwabentor aus gesehen. In der Bildmitte die erhaltenen mittelalterlichen Häuser von Oberlinden.

Der Landtag von Baden-Württemberg hat mit Wirkung vom 1. 1. 1972 alle Objekte „an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“ (§ 2 Denkmalschutzgesetz) zum Kulturdenkmal erklärt und damit den Regelungen des Denkmalschutzgesetzes unterworfen. Dadurch hat der Gesetzgeber unmittelbar selbst entschieden, was unter Denkmalschutz stehen soll. Der Denkmalschutz wird also nicht durch irgendeine Entscheidung einer Behörde begründet, sondern er besteht allein aufgrund des Gesetzes. Die Eintragung in eine Liste ist nicht erforderlich. Das Gesetz sieht eine solche Liste auch nicht vor.

Die tägliche Praxis der Denkmalpflege wird aber seit Bestehen des Denkmalschutzgesetzes von jenen Fällen belastet, in denen Hauseigentümer bauliche Erneuerungen, Veränderungen oder Abbrüche planen und erst im Genehmigungsverfahren mitgeteilt bekommen, daß ihr Altbau ein Kulturdenkmal ist, und daß deshalb das Vorhaben in der beantragten Form eventuell nicht ausgeführt werden kann. Um die Anwendung des Denkmalschutzgesetzes für die Öffentlichkeit besser durchschaubar und damit konfliktärmer und wirksamer zu gestalten, soll soweit wie möglich Sicherheit in der Frage geschaffen werden, welche Objekte als erhaltenswert im Sinne des Denkmalschutzgesetzes anzusehen sind. Das Landesdenkmalamt wurde deshalb beauftragt, alle Kulturdenkmale zu erfassen.

Durch eine Änderung der 1977 erlassenen „Richtlinien für die Erfassung von Kulturdenkmälern in einer Liste“ ist das Landesdenkmalamt seit 1980 gehalten, bereits in seinem Listenentwurf für jedes aufgenommene Objekt zu begründen, warum an der Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen öffentliches Interesse besteht. Neben dieser Forderung nach einer fachlich abgesicherten, nachvollziehbaren Begründung der Denkmaleigenschaft steht die Erwartung, daß die Bestandsaufnahme in möglichst kurzer Zeit durchgeführt wird. Deshalb kann für die Erstellung der Liste keine umfassende Erforschung der Denkmale geleistet werden. Die einzelnen Objekte werden nur soweit untersucht, daß durch den Nachweis von zumindest einem der drei im Denkmalschutzgesetz genannten Bedeutungskriterien das öffentliche Interesse an der Erhaltung begründet werden kann.

Die Notwendigkeit, für jedes einzelne Objekt eine Begründung zu verfassen, kann zur Folge haben, daß möglicherweise bisweilen der Eindruck entsteht, als würde jedes Objekt völlig isoliert betrachtet, losgelöst von dem geschichtlichen und stadtbaugeschichtlichen Zusammenhang, in dem es entstanden ist, und den es heute noch anschaulich macht. Im folgenden Beitrag wird am Beispiel der Freiburger Altstadt dieser Aspekt des historisch-topographischen Kontextes dargestellt, soweit er für die Denkmalbedeutung des Einzelobjektes relevant ist.

Damit die Denkmalliste ihre Aufgabe erfüllen kann, die Anwendung des Denkmalschutzgesetzes besser durchschaubar zu machen, müssen bei der Erstellung der Liste neben den zuständigen Denkmalschutzbehörden auch die Bürgermeisterämter und vor allem die Bürger beteiligt werden. Alle Eigentümer der im Listenentwurf des Landesdenkmalamtes erfaßten Kulturdenkmale werden deshalb über die vorgesehene Aufnahme in die Liste, über die sich daraus ergebenden Konsequenzen, über Steuervorteile und Zuschußmöglichkeiten informiert und um eine Stellungnahme gebeten. Erst nach dieser Anhörung, wenn die eingegangenen Bedenken und Anregungen geprüft wurden, wird von der Unteren Denkmalschutzbehörde (Bürgermeisteramt bzw. Landratsamt) im Einvernehmen mit dem Landesdenkmalamt über die Aufnahme in die Liste entschieden.

Die Denkmalliste hat nicht die Aufgabe, künftige Entscheidungen über Veränderungs- und Abbrucharträge bereits jetzt festzulegen. Ob der Verzicht auf eine beeinträchtigende Veränderung oder auf den Abbruch eines Kulturdenkmals zumutbar ist, kann von der zuständigen Denkmalschutzbehörde nur im Einzelfall unter Berücksichtigung der jeweils konkreten Bedingungen entschieden werden.

Die Denkmalliste für die Altstadt von Freiburg liegt inzwischen im Entwurf vor, so daß die Anhörung der Eigentümer in den nächsten Monaten durchgeführt werden kann.

Zum Wesen eines Kulturdenkmals dürfte es gehören, daß es diesen Rang durch seine Rolle im Rahmen eines bestimmten Zusammenhanges erhält; eines Zusammenhanges, auf den es verweist und über den es etwas mitteilt. Dieser Aspekt tritt besonders deutlich bei der flächendeckenden Denkmalinventarisierung in Städten zutage: Die Bauten einer Stadt, gerade eines mittelalterlichen Stadtkerns, stehen nun einmal nicht beziehungslos nebeneinander, sondern sie geben gemeinsam Auskunft über die Geschichte dieser Stadt, ihre Entstehung und ihren Wandel über Jahrhunderte. Oft ergibt sich die schätzenswerte Qualität des Einzelobjektes aus seiner Teilaussage über das Ganze, aus seiner Rolle im Zusammenhang, die der eines Steines in einem Mosaikbild ähneln mag: Einen einzelnen Stein in einem Mosaik kann man für entbehrlich halten; wenn aber schon sehr viele Steine fort sind, erhöht sich mit jedem weiteren Verlust die Gefahr, daß das Gesamtbild unleserlich wird.

Sieht man die Altstadt von Freiburg im Breisgau als ein solches Mosaikbild, so ist dessen Lesbarkeit von kei-

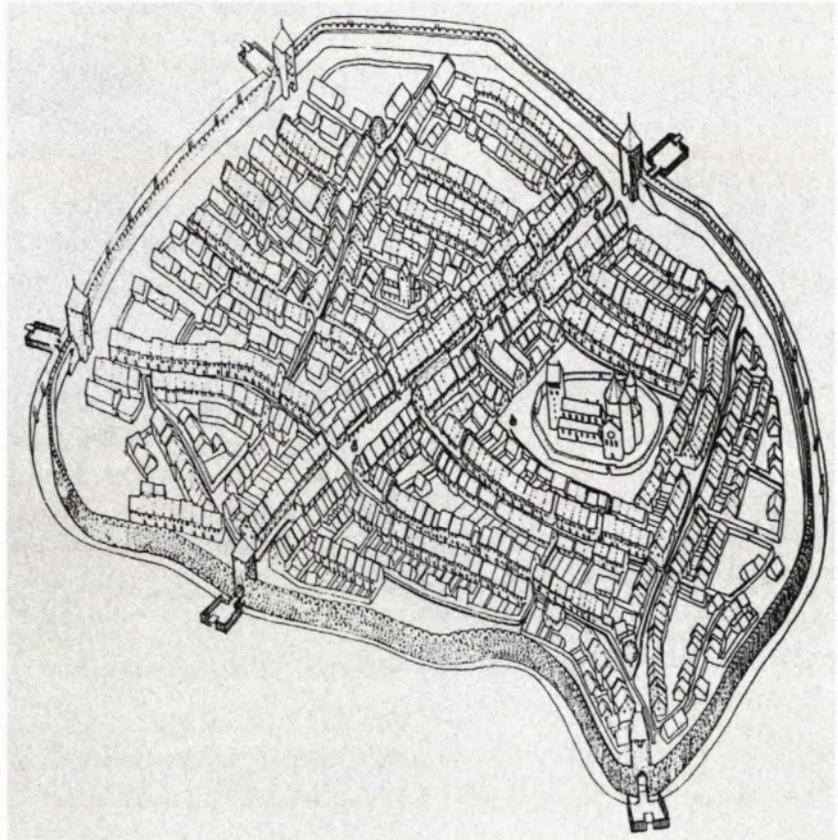
nem anderen Einzelergebnis so folgenschwer beeinträchtigt worden wie von dem Luftangriff am 27. November 1944. Eine hier erstmals veröffentlichte Luftaufnahme Freiburgs von einem britischen Aufklärungsflugzeug (aufgenommen am 27. 12. 1944, also einen Monat später) zeigt die Wirkung des Angriffs (Abb. 1): Der Bereich nördlich der Friedrichstraße ist von Sprengbomben völlig zertrümmert; das Altstadtgebiet ist von Norden her ausgebrannt; die Kaiserstraße ist bis an die südliche Altstadtgrenze beim Martinstor zerstört. In Trümmern liegen auch viele der bedeutendsten Bauten der Stadt, wie das Großherzogliche Palais, die Deutschordenskommende, das Kornhaus, die Martinskirche und das Predigerkloster, um nur einige zu nennen. Fast nur die Rathausgasse, das Münster und der Bereich um Oberlinden im Südosten sind verschont geblieben.

Dieses Foto illustriert klarer, als heutige Aufnahmen – nach dem Wiederaufbau – es vermögen, wie weitgehend das „Mosaikbild“, die historische Struktur und Substanz der Altstadt Freiburgs, bereits beeinträchtigt



1 DIE FREIBURGER ALTSTADT am 27. 12. 1944. Luftaufnahme, aufgenommen von einem Aufklärungsflugzeug der Royal Air Force, einen Monat nach dem Bombenangriff auf die Stadt. (BRITISH CROWN COPYRIGHT RESERVED)

2 IDEALDARSTELLUNG der Stadt Freiburg um 1200. Zeichnung von Karl Gruber. (Aus: K. Gruber, *Die Gestalt der deutschen Stadt*, München 1952. Mit frdl. Genehmigung des Verlags Georg D. W. Callwey, München.)



worden ist. Seitdem sind weitere Verluste an historischer Bausubstanz hinzugekommen. Für die Denkmalpflege bedeutet dies, daß der erhaltene Rest um so wichtiger ist, als er heute stellvertretend für den größeren zerstörten Stadtbereich steht.

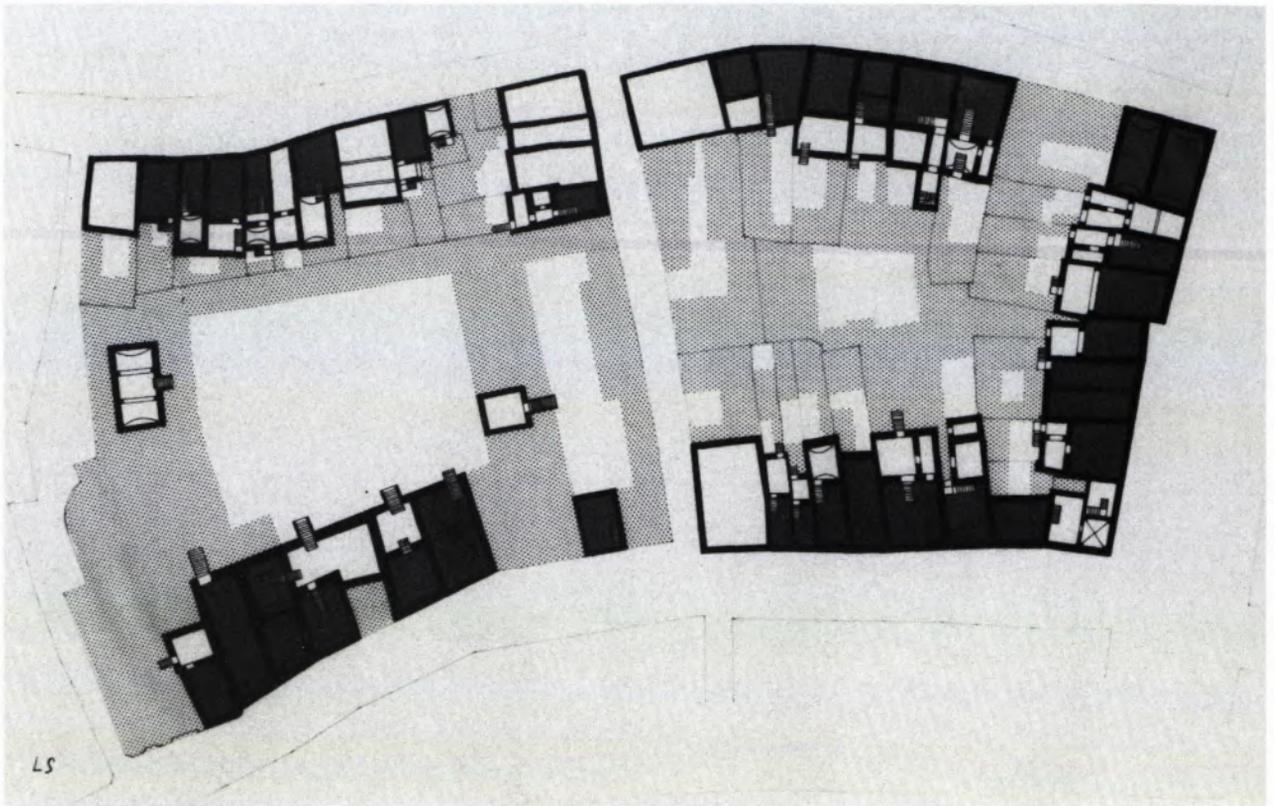
Ein kurzer Überblick über die Freiburger Stadtbaugeschichte und die vorherrschende, charakteristische Art der Bebauung mag den Rahmen abstecken, in dem die Einzelbauten ihren jeweiligen Platz einnehmen. Den Anfang ihrer Geschichte führt die Stadt Freiburg auf eine Gründungsurkunde der Herzöge von Zähringen aus dem Jahr 1120 zurück. Lange Zeit wurde die Vorstellung allgemein akzeptiert, die Stadt sei daraufhin auf bis dahin unbesiedeltem Boden nach einem strengen Rasterplan errichtet worden, mit zwei sich kreuzförmig überschneidenden Hauptstraßen (heute Kaiser-Joseph-Straße und Bertold-/Salzstraße), mit einem regelmäßigen System von Wohn- und Wirtschaftsstraßen und mit Parzellen, „Hofstätten“, des Einheitsmaßes 50 × 100 Fuß (Abb. 2). Wahrscheinlicher und inzwischen allgemein anerkannt ist die These, daß zumindest die Hauptabweichung in diesem Rasterplan, nämlich die Straßengabelung Oberlinden/Herrenstraße/Salzstraße, älteren Ursprungs ist: Hier gabelte sich die aus dem Höllental kommende Landstraße. In diesem Bereich dürften auch Häuser gestanden haben, die – ebenso wie zu vermutende Bauten im Bereich des heutigen Adelhauser Klosters – wohl zu der seit 1008 quellenmäßig belegten Siedlung Wiehre gehörten. Auch hatten die Parzellen nicht etwa anfänglich alle das Einheitsmaß, das dann erst im Laufe der Zeit immer mehr unterteilt worden wäre; das vermeintliche Normalmaß von 50 × 100 Fuß war wohl eher ein Idealmaß, das der Besteuerung zugrunde lag. Die Stadtplanungsprinzipien der Gründungsstadt waren am konsequentesten dort verwirklicht, wo bei der Stadtgründung tatsächlich

freies Feld war, nämlich an der heutigen Kaiser-Joseph-Straße und in den nördlichen und westlichen Teilen der Altstadt – in den Bereichen also, die heute weitgehend zerstört sind.

Ungeachtet spärlicher Indizien für ältere Baustrukturen besteht jedoch die über die lokalgeschichtliche Ebene hinausreichende Bedeutung der Freiburger Stadtgestalt in dem Charakter der Stadt als einer von relativ wenigen hochmittelalterlichen Städten mit planmäßiger Anlage, mit einem nach bestimmten Regeln und Gesichtspunkten organisierten Rasterplan. Mit dieser Regelmäßigkeit ist Freiburg vergleichbar mit anderen Zähringer- sowie Stauferstädten wie Villingen, Rottweil, Bern oder Fribourg, wobei jede dieser Städte ihre eigene, lokal bedingte Gestalt und Struktur hat.

Besonders aussagekräftige materielle Zeugen für die frühe Baugeschichte und Gestalt der Stadt Freiburg sind die Keller der Häuser: Sie wurden meist selbst bei weitgehender Umgestaltung der oberirdischen Teile beibehalten und bewahren daher in sehr vielen Fällen noch hochmittelalterliche Bausubstanz. An ihnen zeigt sich eine erstaunliche Gleichartigkeit der Häuser; nicht nur, was deren ursprüngliche Form angeht, sondern auch die spätere Entwicklung. So läßt sich in aller Regel im Keller ein Kernbereich des jeweiligen Hauses nachweisen, der – gleichsam ummantelt von jüngeren Erweiterungen – Größe, Form und Lage der ältesten überlieferten Bebauung der Parzelle dokumentiert.

Dem Zweck, die Aussage dieser Keller über die aus dem Mittelalter überlieferte Baustruktur sichtbar zu machen, soll ein in Entstehung befindlicher archäologisch-historischer Stadtplan dienen, der an der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes in Arbeit ist. Er erfaßt nicht nur die Kellergrundrisse der erhaltenen Bauten, sondern darüber hinaus auch die der in diesem



Jahrhundert restlos zerstörten Häuser: Eine außerordentlich günstige Quellenlage ermöglicht die Rekonstruktion der Stadtgestalt der Zeit um 1890. Abbildung 3 zeigt einen verkleinerten und in der Darstellung vereinfachten Ausschnitt aus diesem Plan, umfassend die beiden Häuserblocks zwischen der Rathausgasse im

Norden und der Bertoldstraße im Süden, der Kaiser-Joseph-Straße im Osten und der Brunnenstraße im Westen. Das helle Raster zeigt überbaute, aber nicht unterkellerte Flächen an: Im linken Häuserblock erkennt man somit den Umriß des Jesuitenkollegiums aus dem 17. Jahrhundert, der heutigen Alten Universität, mit der



3 AUSSCHNITT aus dem archäologisch-historischen Plan der Stadt Freiburg, in verkleinerter und vereinfachter Darstellung. Der Plan wird z. Z. durch das Landesdenkmalamt, Außenstelle Freiburg, erarbeitet. Nicht unterkellerte, aber überbaute Flächen sind hellgrau gerastert; dunkle Flächen markieren Tiefkeller, die sehr häufig dem ältesten Hauskern entsprechen. Der rechte Häuserblock wurde im Krieg weitgehend zerstört; selbst Keller und Parzellengrenzen sind heute verschwunden. Der linke Block hingegen ist überwiegend erhalten. Links unten der Umriß des ehem. Jesuitenkollegiums (Alte Universität) mit älteren Bürgerhauskellern.

4 VOGELSCHAUPLAN der Stadt Freiburg von ca. 1707 mit dem Bastionierung der Vaubanschen Befestigung; Blick von Westen (Ausschnitt). Original im Besitz der Stadt Freiburg.



5 FREIBURG 1852 aus der Vogelschau (Plan von Lerch, vgl. Titelbild). Dieser Ausschnitt belegt die auch flächenmäßig dominierende Rolle des mittelalterlichen Stadtkerns bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Kirche in der unteren linken Ecke; im Kellerbereich werden die Reste der mittelalterlichen Vorgängerbauten erkennbar. Die dunkel getönten Flächen stehen für Tiefkeller – meist ein Indiz für den ältesten Hauskern (s. auch Abb. 8).

Am Größenverhältnis zwischen diesen Kernzellen der Häuser und der insgesamt überbauten Fläche wird deutlich, daß der Zuwachs der Bevölkerung oder jedenfalls des Raumbedarfs beträchtlich war: Einerseits waren schnell, schon im 13. Jahrhundert, Vorstädte notwendig geworden, die die Stadtfläche etwa verdoppelten; andererseits haben aber auch die einzelnen Häuser der Stadt (überwiegend wohl im Laufe des 16. bis zum frühen 17. Jahrhundert) eine fast immer gleich aussehende Erweiterung erfahren, und zwar nach unten, nach hinten und nach oben (s. auch Abb. 8): Eine Operation, die insgesamt immerhin eine Verdoppelung des umbauten Raums brachte, und das allein innerhalb der bestehenden Stadtmauer.

Die Regelmäßigkeit der Stadt und die Gleichförmigkeit der Häuser dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Viertel und Straßen in sozialer und ökonomischer Hinsicht durchaus unterschiedlich waren, mit Konzentrationen bestimmter Berufsgruppen – wie den Gerbern in einer eigenen Vorstadt –, aber auch mit besseren und weniger guten Adressen. Die besten Lagen waren offenbar an einer der Hauptachsen – der heutigen Kaiser-, Salz- und Bertoldstraße – und an der heutigen Herrenstraße. Die Bevorzugung dieser Straßen zeigt sich gerade auch in den folgenden Jahrhunderten, als ganze Par-

zellengruppen mit ursprünglich jeweils mehreren Einzelbauten von anspruchsvollen Neubaukomplexen überbaut werden. Ein auffälliges Beispiel hierfür ist der sogenannte Basler Hof, der 1497 an der Stelle von nicht weniger als sieben Bürgerhäusern errichtet wurde, die nicht nur namentlich bekannt sind, sondern deren Umrissformen auch hier im Kellerbereich noch erhalten und ablesbar geblieben sind. Zu nennen wären hier aber auch repräsentative Bauten wie die Häuser „Zum Walfisch“ in der Franziskanerstraße und „Zum Herzog“ in der Salzstraße sowie das schon vorgeführte Jesuitenkolleg in der Bertoldstraße aus dem 17. Jahrhundert. Daneben ergab sich auch öfter Anlaß dazu, Hausparzellen zu halbieren. So zeigt das Stadtbild heute einige extrem schmale Häuser, doch auch hier lassen die Kellermauern oft Rückschlüsse auf den früheren Zustand zu.

Im Dreißigjährigen Krieg von 1618 bis 1648 wurde Freiburg mehrfach belagert; ein erheblicher Rückgang der Bevölkerungszahl dürfte die Folge gewesen sein. Eine Generation später, im Jahr 1677, eroberten die Franzosen die Stadt, die in den folgenden Jahren auf ihre Ausgangsgröße reduziert wurde: Mit Ausnahme der Gerberau wurden die Vorstädte niedergelegt und die Kernstadt von einer sternförmigen Festungsanlage umgeben, die von Vauban, dem Festungsbaumeister Ludwigs XIV., entworfen worden war (Abb. 4). 1697 wieder an Österreich zurückgefallen, wurde Freiburg noch zweimal von französischen Truppen erobert, die beim letzten Abzug 1744 die ausgedehnten Festungs-



6 MARTINSTOR mit Bekrönung und Nachbarbebauung von Karl Schäfer. Beispiel für die weitgehende Neugestaltung der Altstadt um die Jahrhundertwende.



7 GEBÄUDE DES VERKEHRSAMTS, erbaut 1936 von Joseph Schlippe als erster Bau eines umfassenden Konzepts, das zunächst der geplanten Purifizierung der historistisch geprägten Altstadt zugrunde lag und später – nach den Kriegszerstörungen – als Wiederaufbauplan diente.

werke sprengten. Im Stadtbild erkennbar sind heute noch die beiden Bastionen, auf denen das Colombischlößchen und die Mensa I stehen.

Die schon für das späte Mittelalter angedeutete Neigung zum Überbauen größerer Grundstücke hielt im 18. Jahrhundert an; es entstanden barocke Palais wie das Haus der Breisgau-Ritterschaft (heute Erzbischöfliches Palais) am Münsterplatz, das Sickingen-Palais von d'Ixnard und die Deutschordenskommande von Bagnato an der Salzstraße. Zahlreiche Bürgerhäuser wurden innen und außen im Zeitgeschmack verändert.

Wohl aufgrund einer längeren Phase der Verarmung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und eines Rückgangs der Bevölkerung auf nur noch 3000 Einwohner behielt die Stadt auch nach der Niederlegung der barocken Befestigungen noch lange ihre kompakte Form. Selbst

noch die Vogelschau von Lerch (Abb. 5), 1852 gezeichnet, belegt die auch flächenmäßig dominierende Rolle des mittelalterlichen Stadtkerns bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts und vor allem um die Jahrhundertwende setzte ein Bauboom ein, der alles Vorhergehende in den Schatten stellte. Er wirkte sich nicht nur in einer enormen Vergrößerung der Stadtläche aus, sondern auch in einer weitgehenden Umgestaltung des Stadtkerns: Neubauten entstanden, aber auch viele alte Häuser wurden aufgestockt und dem Geschmack der Zeit zumindest äußerlich angeglichen. Dies betraf in erster Linie die Kaiserstraße als Hauptgeschäftsstraße, die aber 1944 fast völlig zerstört wurde. Von der Umgestaltung der Jahrhundertwende kann man sich heute allerdings noch im Bereich des Martinstores ein Bild machen: Martinstor und Schwabentor wurden um 1902 stark erhöht, um

zwischen den immer höher werdenden Neubauten nicht unterzugehen, und beide wurden mit historisierenden Anbauten verbunden. Weitgehend unversehrt erhalten ist besonders die sehr geschlossene und gut gestaltete unmittelbare Umgebung des Martinstores, das im Gegensatz zum Schwabentor auch noch seine von dem namhaften Karlsruher Architekturprofessor Carl Schäfer entworfene Bekrönung besitzt; ebenfalls von Schäfer stammen die westlich anschließenden Häuser (Abb. 6).

Die ornamentfreudigen Bauten der Jahrhundertwende waren indessen schon eine Generation später, in den dreißiger Jahren, in so starkem Maße ein Dorn im Auge der wieder in schlichteren Formen denkenden Stadtgestalter, daß Pläne geschmiedet wurden, die ein „Zurückstutzen der Auswüchse“ vorsahen. Das neue Gestaltungskonzept des Stadtplaners Joseph Schlippe im Jahr 1938 sah eine Rückkehr zu „anständiger Baugesinnung“ vor, zu einer traditionellen Bauweise, die sich vor allem an Vorbildern aus der nüchternen Architektur der Biedermeierzeit orientierte (Abb. 7). Hinzu kam der Plan, in den Hauptstraßen Arkaden einzuführen, wie sie in anderen Zähringerstädten, namentlich Bern, schon seit dem Mittelalter vorhanden waren. Das Projekt, das vor dem Krieg nur in Ansätzen ausgeführt worden war, gab nach der Zerstörung Freiburgs in einem interessanten Akt architektonischer Kontinuität die Leitlinie für den Wiederaufbau ab. Gerade die Bauten der ersten Jahre des Wiederaufbaus zeigen in besonders klarer Weise dessen Prinzipien, die erst in einer späteren Phase von maßstabslosen Neubauten gesprengt wurden.

Einen bedeutenden Teil der Kulturdenkmale des Listenentwurfs machen Bürgerhäuser aus, die miteinander viel gemeinsam haben. Sie gehen in ihren ältesten Teilen auf das Hochmittelalter, also zumindest das 13. Jahrhundert, zurück, gehörten Kaufleuten und Handwerkern und haben in den folgenden Jahrhunderten meist gleichartige Entwicklungsphasen durchgemacht. Es sollen daher – stellvertretend für die vergleichbaren Bauten – an einem konkreten Einzelbeispiel die charakteristischen Bestandteile und Entwicklungsschritte eines Freiburger Bürgerhauses kurz skizziert werden.

Abbildung 8 zeigt einen Längsschnitt sowie die Geschosßgrundrisse eines solchen Hauses. Die ältesten Bauteile stecken im Kellerbereich. Das Haus besitzt im vorderen Teil einen zweigeschossigen Keller; an der Seite zum Hof ist dieser nur eingeschossig. Im Schnitt deutlich sichtbar, ist in der Mitte des Hauses – als Rückwand des Tiefkellers – die ehemalige Hausrückwand in ihren unteren Teilen erhalten. Bei manchen Häusern steht sie noch bis in die Obergeschosse. Größe und Lage des ältesten nachweisbaren Hauses auf der Parzelle sind also durch das Mauergerüst des Tiefkellers gegeben.

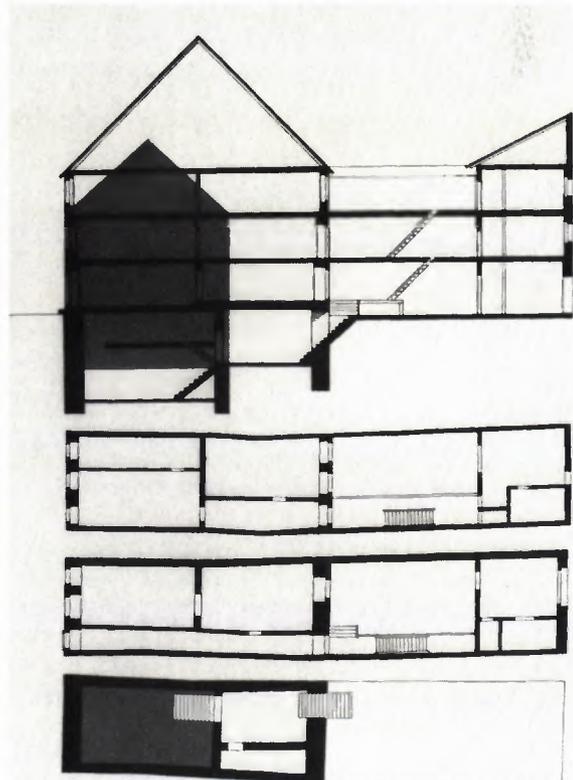
Die innere Struktur der wohl zweigeschossigen Häuser der ersten Bebauung im 12. Jahrhundert hat man sich wohl denkbar einfach vorzustellen. Innerhalb des Mauergerüsts waren die wenigen Unterteilungen aus Holz. Im Erdgeschoß führte ein Korridor von der Eingangstür nach hinten zum Hof; an der Hausrückseite lagen dann die Treppe zum Obergeschoß und der Zugang zum Keller.

Der vordere Keller unseres Beispiels ist heute zweigeschossig; an etwa einem halben Dutzend genauer unter-

suchter Vergleichsbauten läßt sich jedoch belegen, daß diese Zweigeschossigkeit nicht von Anfang an bestand, sondern das Ergebnis einer nachträglichen Erweiterung ist. Diese Vergleichsbauten geben nämlich heute noch unerwartet klare Auskünfte selbst noch über diese allerersten, immerhin 700 bis 800 Jahre zurückliegenden Bauphasen: Ihre Kellerwände tragen größere Flächen eines Putzes mit dekorativer Quaderritzung, der die jüngere Geschoßteilung ignoriert, und dessen Unterkante einen Hinweis auf die Tiefe des ursprünglichen Kellers gibt. Die heutige Holzkonstruktion läßt sich jedoch mit Hilfe der Dendrochronologie (also der Auswertung des Jahresringprofils der Balken) auf 1220 (Schusterstr. 33) bzw. 1260 (Herrenstr. 34) datieren, so daß der Putz in diesen Kellern aus dem 12. Jahrhundert stammen dürfte.

Daß innerhalb der bestehenden Grundmauern des Hauses tiefer gegraben wurde und somit ein zweigeschossiger Keller entstand, war nur der erste Schritt von mehreren Erweiterungsmaßnahmen. Es folgte fast immer die Vergrößerung der Grundfläche durch Erweiterung nach hinten in den Hofraum. So ergab sich auch der eingeschossige Keller an der Hofseite. Viele der neuen Hausrückwände sind durch die Schmuckdetails ihrer Fenstergewände dem ausgehenden Mittelalter zuzuordnen, dessen Formen in der Architektur der Stadt, grob gesprochen, bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) verwendet wurden. Bis zum 17. Jahrhundert erhielten auch die meisten Häuser ein drittes Geschoß. Auch manche der heute noch erhaltenen Hinterhäuser entstammen dem 16./17. Jahrhundert. Der Zugang zu den oberen Etagen des Vorder- und des

8 LÄNGSSCHNITT UND GESCHOSSGRUNDRISSE eines typischen Freiburger Bürgerhauses (Schusterstr. 42, Zustand um 1890) mit zweigeschossigem Tiefkeller, Erweiterung des Hauptgebäudes, Laubengang und Hinterhaus. Graue Fläche: Rekonstruierte Größe der ursprünglichen Bebauung.



45



9 BEMALTE DECKE im Haus Herrenstr. 34, entdeckt beim Umbau 1980/81.



10 DETAIL in einem von Benedikt Gambs im Jahr 1740 ausgemalten Raum im Haus Münsterplatz 36, freigelegt beim Umbau im August 1983.



12 HAUS SALZSTRASSE 24. *Der Kontrast von unbedeutender Fassade und qualitätvoller Substanz im Inneren läßt sich am Vergleich von Außenansicht (Abb. 11) und Stuckdetail zeigen.*

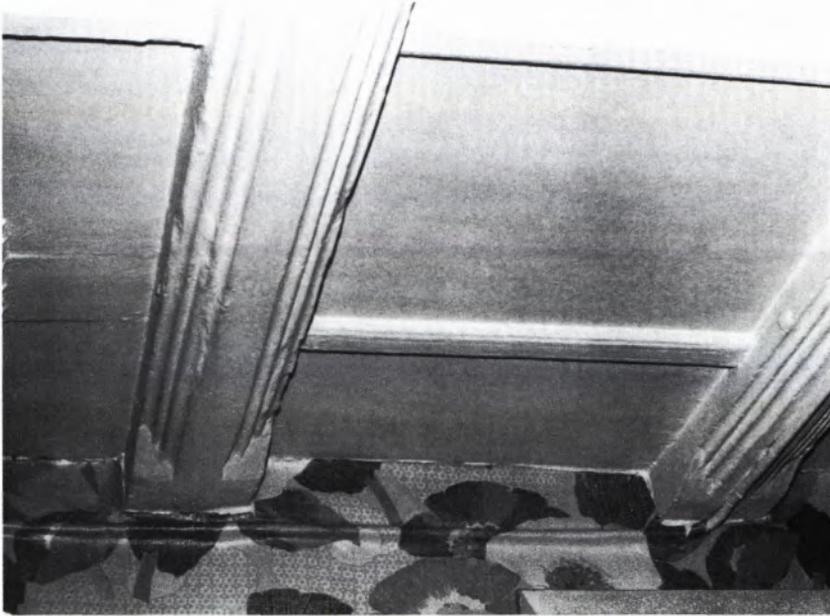


Hinterhauses erfolgte nun in der Regel über Treppen in offenen Laubengängen an einer Seite des Hofes.

Diese charakteristische Kellerstruktur mit den Grundmauern der älteren Bebauung, die Erweiterung nach hinten und die Aufstockung des Vorderhauses, die Erschließung der Obergeschosse von hinten über die Laube sowie das Hinterhaus prägen die Bebauung der erhaltenen Altstadtbereiche, ohne daß deshalb alle Häuser diese Elemente in schematischer Weise wiederholen würden. Viele Varianten in der Größe, den Formen und den Details treten auf und tragen zum vielfältigen Gesamtbild bei: Gewölbekeller (meist durch barocke Umgestaltung), Keller mit Balkendecken in Längs- oder

Querrichtung, mit oder ohne Mittelstütze und Unterzug, mit Treppenturm oder innenliegender Treppe, mit unterschiedlicher Zahl der Fensterachsen und unterschiedlichen Grundrißlösungen, ohne Hinterhaus oder mit voll unterkellertem, mehrgeschossigem Rückgebäude, das als eigenständiges Wohnhaus funktioniert.

Die Werte des einzelnen Hauses sitzen oft auch im Verborgenen. So hat bisher noch fast jede einigermaßen sorgfältig beobachtete Umbaumaßnahme an einem Bürgerhaus in Freiburg Ergebnisse wie etwa im Haus Herrenstr. 34 zutage gefördert: Bemalte ebenso wie geschnitzte Decken aus dem 16./17. Jahrhundert. Eine bemalte Bohlenwand kam beim Umbau in der Schu-



13 GOTISCHE BOHLEN-BALKEN-DECKE in einem einfachen mittelalterlichen Bürgerhaus, Fischerau 12.

sterstr. 36 zum Vorschein und ist heute dort zu besichtigen; bei der gleichen Baumaßnahme wurde im Nachbarhaus eine spätmittelalterliche Raumgestaltung freigelegt. Die dendrochronologisch ins Jahr 1220 datierte Balkendecke im Erdgeschoß des Hauses Schusterstr. 33 trägt spätmittelalterliche Rankenmalerei. Viele andere Häuser wiederum besitzen reiche Stuckdecken, Täferungen, Türgewände und -blätter des Barock oder Rokoko oder gar Ausmalungen, die durch Zufall ans Licht kommen (Abb. 10). Selbst in unscheinbarsten Häusern ist man vor Entdeckungen dieser Art nicht sicher: So hat beispielsweise ein Raum des kleinen Hauses Fischerau 12 eine gotische geschnitzte Bohlen-Balken-Decke (Abb. 13).

Interessante und wertvolle Elemente dieser Art verbergen sich oft nicht nur unter Putz und abgehängten Decken, sondern in den allermeisten Fällen auch hinter extrem schlicht gestalteten Fassaden mit glatter Putzfläche und eingeschnittenen Rechteckfenstern und allenfalls einem profilierten Traufgesims, Fassaden, die nicht selten im letzten Jahrhundert völlig neu aufgemauert sind. Ein Beispiel ist das Haus Salzstr. 24, wo sich hinter einer solchen Fassade des frühen 19. Jahrhunderts, die zudem durch einen Ladeneinbau, durch sprossenlose Fenster und das Fehlen von Fensterläden entstellt ist, nicht nur aufschlußreiche Bausubstanz des Mittelalters und des Barock verbirgt, sondern auch barocke Täferungen und Stuckdecken (Abb. 11 u. 12). Dieser Kontrast zwischen der Außenhaut und den verborgenen „inneren Werten“ macht deutlich, wie wenig

gerade in einer Stadt wie Freiburg mit einem Schutz allein der Fassaden auszurichten ist, also mit reiner Stadtbildpflege. Mit ihrem vorrangigen Ziel der Substanzerhaltung müssen daher Denkmalschutz und Denkmalpflege vor allem das Innere der Häuser umfassen.

Es ist hier nur nebenbei die Rede gewesen von den Bauten in Freiburg, die jeder Reiseführer zuerst oder ausschließlich nennt: Münster, Klosterkirchen, Basler Hof, Kaufhaus, Neues und Altes Rathaus; nicht nur, weil diese architektonischen Glanzstücke ohnehin als selbstverständlicher Teil der Denkmalliste angesehen werden, sondern auch, weil die Gesamtheit und der Zusammenhang der bescheideneren, bürgerlichen Bauten aus den acht Jahrhunderten der städtischen Geschichte mehr Information – und vor allem von breiterer Aussagekraft – enthalten dürfte. Diese Aussagekraft im Zusammenhang ist es, auf die in den Einzelbegründungen zur Denkmaleigenschaft, aus denen sich die Liste zusammensetzt, notwendigerweise nur relativ kurz verwiesen werden kann, und die doch oft das entscheidende Argument ist für das vom Denkmalschutzgesetz definierte „öffentliche Interesse an der Erhaltung aus künstlerischen, wissenschaftlichen oder heimatgeschichtlichen Gründen“.

Dr. Leo Schmidt

*LDA · Referat Inventarisierung
Colombistraße 4
7800 Freiburg i. Br.*

Klaus Scholkmann: Die sieben Keltern in Metzingen, Kreis Reutlingen

Metzingen besitzt ein einmaliges Ensemble mit sieben Keltern. Ursprünglich lagen die Keltern auf einem Grundstück am Dorfrand. Inzwischen ist der „Kelternwasen“ durch die Ausweitung der Bebauung zum zentral gelegenen Kelternplatz geworden.

Die Keltern dienten als offene Hallen hauptsächlich dem Witterungsschutz von jeweils zwei bzw. drei Kelterbäumen, von Trögen und Bütten sowie anderem, für das Keltern erforderlichem Gerät. Nur zwei Keltern sind unterkellert und können auch zur Lagerung des Weins verwendet werden.

Gekeltert wurden hier die Trauben der nahen Weinberge, die an einem klimatisch günstig gelegenen Ausläufer der Schwäbischen Alb angelegt sind. Die ehemals vorhandenen 16 Kelterbäume lassen darauf schließen,

daß es sich bereits im Mittelalter um eine ergiebige und begehrte Lage handelte. Die Keltern (mit dazugehörigen Weinbergen) waren in kirchlichem und klösterlichem Besitz. Bereits im 13. Jahrhundert werden hier Keltern der Klöster Zwiefalten, Schussenried und Offenhausen erwähnt. Seit dem 19. Jahrhundert sind sämtliche Keltern im Besitz der Stadt.

Die eindrucksvolle Erscheinung der Keltern wird geprägt durch die gewaltigen Dachflächen. Fünf Keltern sind mit einem Walmdach (mit Firstluke) abgedeckt, eine besitzt Krüppelwalme, und bei der dem Ort zugewandten Kelter ist entsprechend den benachbarten Bauernhäusern ein Satteldach ausgebildet. Trotz der Einheitlichkeit im Äußeren sind auch die fünf Keltern mit Walmdach nicht zur selben Zeit erbaut worden.

1 METZINGEN, KELTERPLATZ. Diese Aufnahme wurde im Mai 1951 von der Feuerwehrleiter aus gemacht. Linke Reihe (von vorne): Äußere Heiligenkelter (1520±10; Instandsetzung 1705); Kaleb- oder neue Heiligenkelter (1690); Ochsenkelter (1700); innere Heiligenkelter (1668), Anbau heute nicht mehr vorhanden. Rechte Reihe: Äußere Stadtkelter (1526); Herrschaftskelter (1655); innere Stadtkelter (1657) mit Anbau (1553); rechts neben der äußeren Stadtkelter der Pflughof des Klosters Offenhausen. (Foto: Gebr. Metz, Tübingen.)





2 LAGEPLAN von Metzingen im 19. Jahrhundert. 1=Kellern, 2=Rathaus, 3=Kirche.

◀ Kartengrundlage: Zusammengesetzter Ausschnitt aus den lithographierten Flurkarten NO 0215, 0216, 0315, 0316 der württembergischen Landesvermessung nach den Aufnahmen des Jahres 1823 im Maßstab 1 : 2500, vervielfältigt mit Genehmigung des Landesvermessungsamts Baden-Württemberg, Az.: 2.05/134 vom 19. 10. 1983.



3 KELTERPLATZ beim „Weinherbst“, alte Aufnahme (vor 1929). In der Bildmitte ist die Ochsenkelter zu sehen.



4 HERRSCHAFTSKELTER mit Stabwerkfüllungen von 1929, dahinter die äußere Stadtkelter. Auf die Erhaltung des feingliedrigen Stabwerks bei der Schließung der Wand mit zurückliegender Verglasung mußte wegen der Reinigung und vor allem wegen des Spiegeleffekts verzichtet werden.

5 ÄUSSERE STADTKELTER und Herrschaftskelter nach der Instandsetzung und dem Einbau einer zurückliegenden Bohlenwand und eines Fensterbandes. Links die „Marktkelter“.



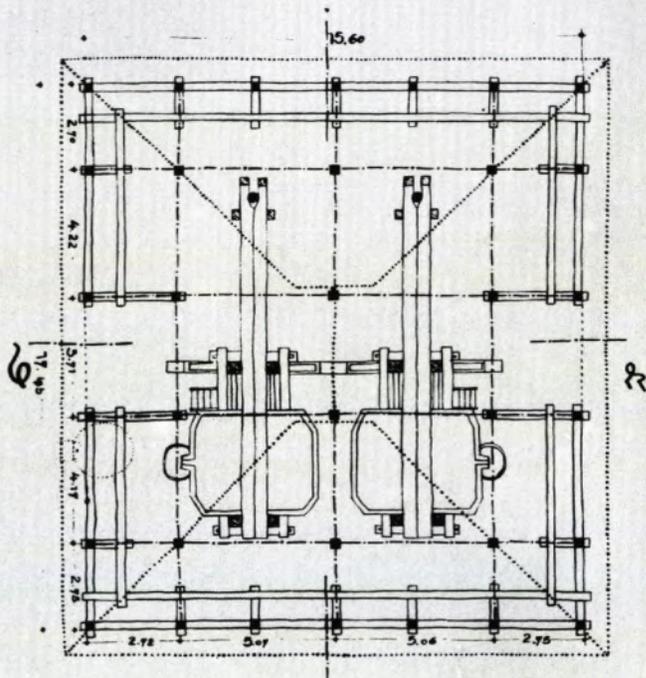
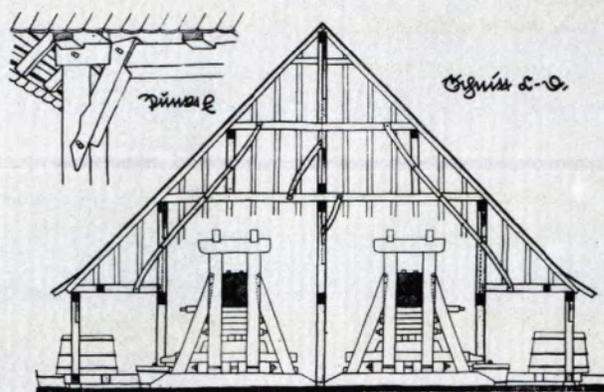
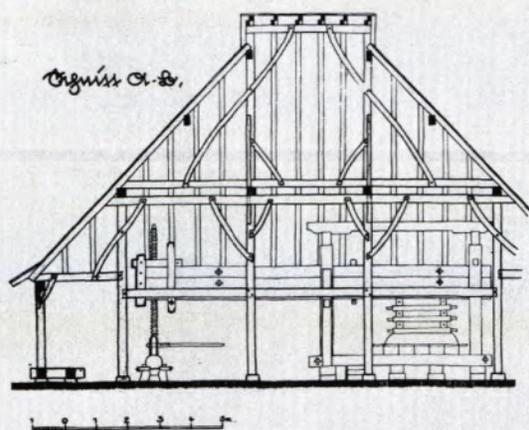
6 ÄUSSERE HEILIGENKELTER nach der Instandsetzung zur Verwendung als offene Markthalle. Rechts ist der Giebel der Kalebskelter zu sehen.



7 WEINBAUMUSEUM in der Herrschaftskelter mit Kelterbaum von 1655 (rechts Spindel).



Die äußere Heiligenkelter in Darstellungen



8 ÄUSSERE HEILIGENKELTER,
Schnitte und Grundriß mit Einzeichnung
der beiden Kelterbäume.

Zwischen der Erbauung der ältesten und der jüngsten liegen fast 200 Jahre! Nur im Inneren wird durch die Konstruktionsmerkmale die unterschiedliche Bauzeit sichtbar.

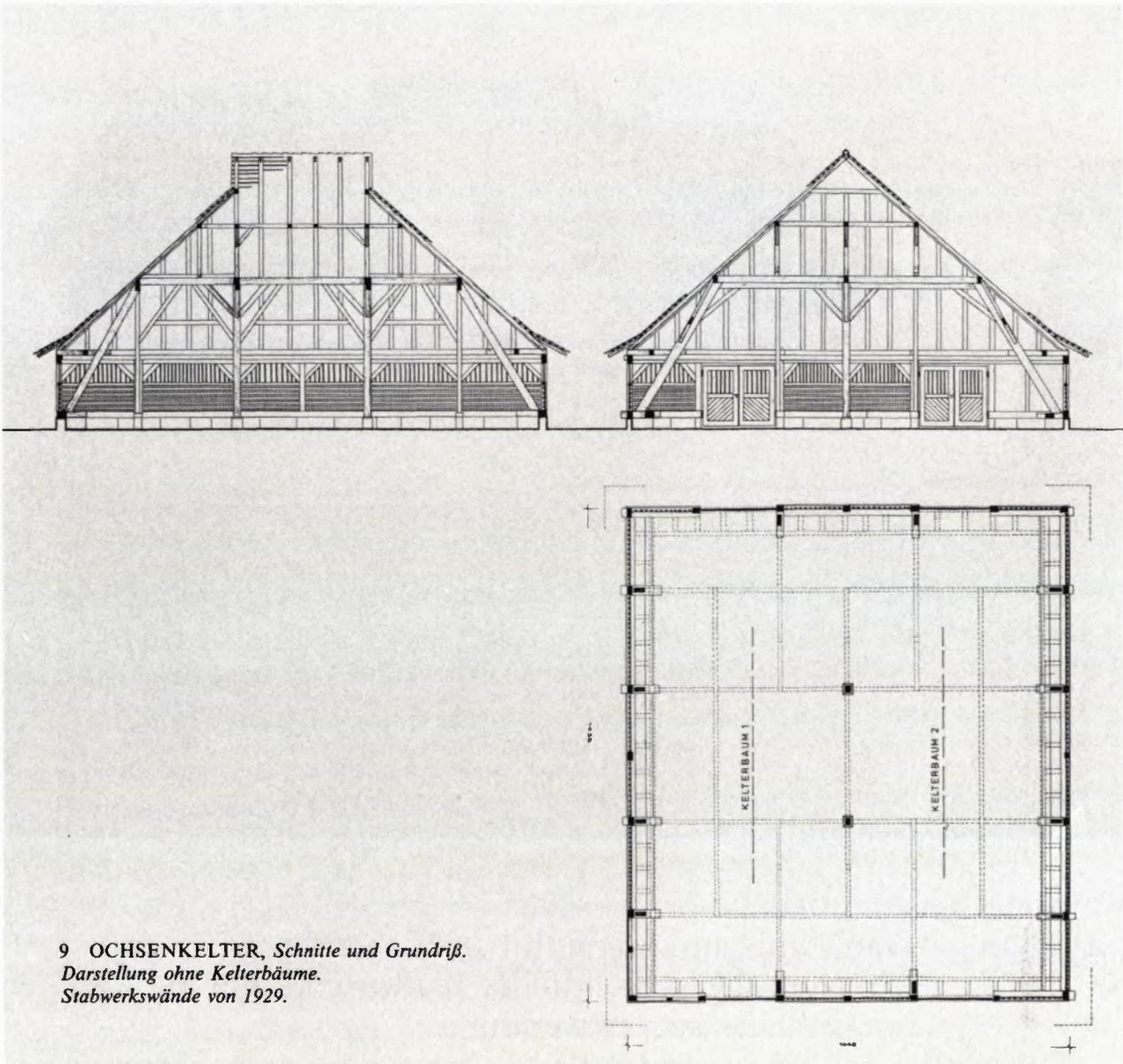
Die äußere Stadtkelter und die äußere Heiligenkelter sind noch als vierschiffige Hallen mit einer Vielzahl von Stützen konstruiert. Die Aussteifung erfolgt durch angeblattete Bänder. Alle anderen Keltern verwenden Binder mit schräg liegenden, bis zum unteren Schwel lenkranz reichenden Säulen, und nur noch eine Stüt zenreihe teilt in der Mitte die Grundfläche. Während die beiden ersteren aus dem Jahre 1525 bzw. 1512 (± 10 Jahre; Ergebnis der dendrochronologischen Datierung) stammen, sind die anderen in der Zeit zwischen 1655 und 1700 neu erbaut worden, nachdem sie im Dreißig-jährigen Krieg zerstört worden waren. Die Beschrän kung der Konstruktion auf nur zwei Innenstützen bei der jüngsten Kelter (Ochsenkelter) ergab natürlich für das Arbeiten eine größere Bewegungsfreiheit gegenüber dem Arbeiten zwischen 12 Stützen bei der äußeren Hei-ligenkelter von 1512.

Da die Walmsparren bereits bei den beiden älteren Kel-

tern am Gratsparren angeschifft sind und nicht (wie im 15. Jahrhundert üblich) am Hahnenbalken auflie-gen, kann die Ausbildung der Firstlücke nicht konstruktiv begründet werden. Auch funktionale Gründe sind hierfür nicht erkennbar. Es kann sich nur um die Fort-führung einer älteren Erscheinungsform handeln, ge-nauso wie beim Wiederaufbau nach dem Dreißigjähri-gen Krieg zumindest bei drei Keltern auf die alte Form zurückgegriffen wurde. Vermutlich hatten die hier be-reits 1281 bzw. 1284 erwähnten Keltern auch schon die-selbe Gestalt.

Mit dem Einbau neuer, hydraulischer Pressen in der in-neren Stadtkelter wurden die Kelterbäume und somit die übrigen Hallen überflüssig. 1929 wurden die Kelter-bäume bis auf einen demontiert. Die Keltern selbst wurden als Lager weiter verwendet und mit Stabwerk-wänden und Toren geschlossen.

Die zentrale Lage in der heutigen Stadt bedeutete für die „nutzlosen“ Keltern am Ende der 60er Jahre eine starke Gefährdung. Erst nach Festlegung eines Nut-zungskonzeptes für sämtliche Keltern konnte eine an-derweitige „Verwertung“ des Platzes verhindert wer-



9 OCHSENKELTER, Schnitte und Grundriß.
Darstellung ohne Kelterbäume.
Stabwerkswände von 1929.

den. Mit Hilfe von Fördermitteln wurde ab 1976 mit der dringend erforderlichen Sanierung von drei Keltern begonnen.

Die Umnutzung der äußeren Stadtkelter zur Versammlungs- und Festhalle im Zuge der Sanierung erforderte eine wesentliche Veränderung: die Ausbildung einer geschlossenen Außenwand mit Einbau von Fenstern. Durch Anordnung dieser neuen Außenwand hinter der äußeren Stützenreihe wurde versucht, diese von der Konstruktion zu trennen. Um die Erscheinung der aus Bohlen gefertigten Außenwand und des Fensterbandes weiter abzuschwächen, wurden zwischen die äußeren Stützen zusätzliche Riegel eingefügt.

Die Nutzung der Herrschaftskelter als Weinbaumuseum erforderte ebenfalls geschlossene Außenwände. Bei der Verwendung der äußeren Heiligenkeller als offene Markthalle ergab sich dagegen die Möglichkeit, weitgehend das ursprüngliche Bild einer Kelter wiederherzustellen.

Die innere Stadtkelter wird als Verkaufslager der Weingärtnergenossenschaft weiter benützt. Auch hier war ei-

ne Schließung nach außen erforderlich. Während der Einbau einer Bücherei in die Kalebskelter eine Befensterung der gesamten Erdgeschoßzone sowie eine Unterkellerung erforderlich macht, sollen durch die Nutzung der beiden noch verbleibenden Keltern als Obstbaumuseum bzw. Weinstube oder Altentreff die baulichen Veränderungen den bisherigen Rahmen nicht übersteigen.

Gerade die Größe und klare Struktur dieser Hallen und die räumliche Wirkung im Inneren bedeuten eine Herausforderung zur architektonischen Weiterentwicklung mit Ein- und Ausbauten und Durchdringungen. Um jedoch die ursprüngliche Wirkung des historischen Baus zu erhalten, können Eingriffe im Zuge der Umnutzung nur durch Beschränkung auf wenige, einfache und sich unterordnende Elemente erfolgen.

Dipl.-Ing. Klaus Scholkmann
LDA · Bau- und Kunstdenkmalspflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen



1 DAS MÜHLENGEBÄUDE von 1872. Links die Stallscheuer. Ansicht von Osten.

Julius Fekete: Die Mahl- und Sägmühle in Fichtenberg. Ein technikgeschichtliches Kulturdenkmal der Zeit um die Jahrhundertwende

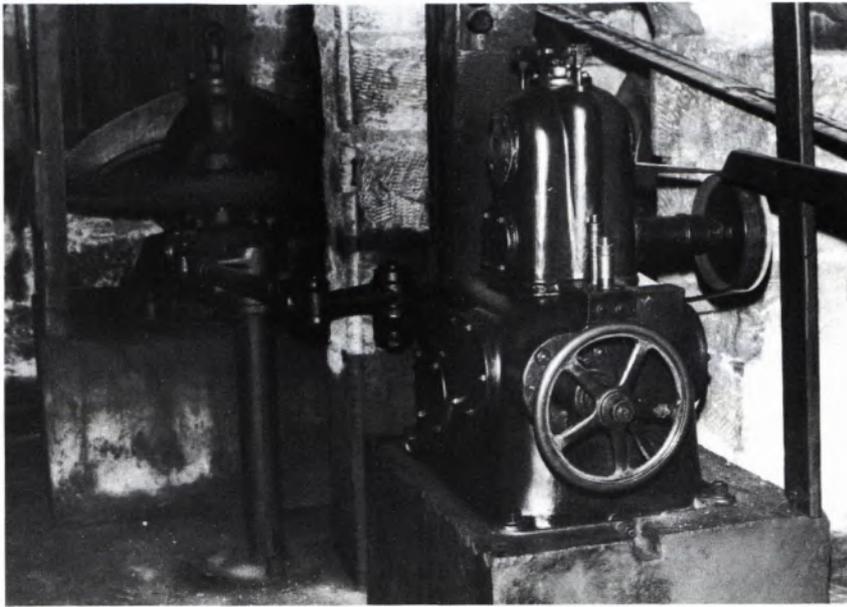
Zum Thema „technikgeschichtliches Kulturdenkmal“
„Naturwissenschaftliche und technische Arbeit gehören wie alle anderen wissenschaftlichen Bemühungen zum Bereich der Kultur“ – schreibt H. Dörge in seinem Kommentar zu der baden-württembergischen Denk-

malschutzgesetzgebung (Das Recht der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Stuttgart 1971, S. 44). „Die Eigenschaft von Kulturdenkmalen ist demnach gegeben“ auch bei „Schöpfungen der Technik“ (D. Herter: Zum neuen Denkmalschutzgesetz; in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1/1972, S. 10), da das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz ausdrücklich von Kultur- und nicht von Kunstdenkmalen spricht.

2 DER HAUPTINGANG der Mühle.



Hier wird der Gegensatz zum Denkmalschutzbegriff des 19. Jahrhunderts deutlich. Zwar wurden in Preußen bereits 1835 auch technische Bauwerke der Sorge des Konservators unterstellt, aber auch hier hatte man primär die Architektur im Auge und nicht den Inhalt, die eigentliche Funktion. Dies resultierte u. a. aus der Tatsache, daß Denkmalpflege vor allem von kunsthistorisch Gebildeten betrieben wurde und somit das Künstlerische der architektonischen Gestaltung im Vordergrund stand – also etwas optisch Wirksames. An dieser Einstellung begann erst kurz nach der Jahrhundertwende sich etwas zu ändern. Oskar von Miller – der Begründer des Deutschen Museums in München, der hier später in einem anderen Zusammenhang noch auftauchen wird – regte 1914 die Erhaltung von Denkmalen der Technik an. Die Aufmerksamkeit, die auf die Ob-

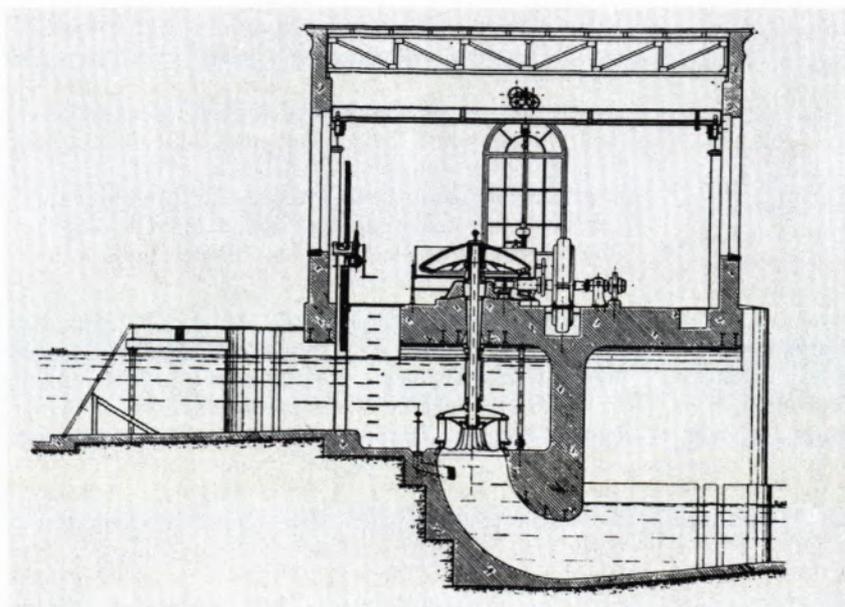


4 DER REGLER (im Vordergrund) und das Kegelradgetriebe der Turbine von Voith, Heidenheim, installiert 1909.

nachweisbar. Die Oberamtsbeschreibung von 1852 (OA Gaildorf, S. 231) erwähnt eine Mühle im Ort; um diese Zeit, zwei Jahrzehnte vor dem Neubau Messerschmidts, entstand die auch heute noch vorhandene Stallscheuer, um 1862 das ebenfalls noch stehende Ausdinghaus. Diese drei Objekte spiegeln die Lebensumstände und die Bauweise der Wirtschafts- und Wohngebäude des Müllers um die Entstehungszeit wider. Die Stallscheuer weist auf die damals notwendige Nebenerwerbslandwirtschaft zur Selbstversorgung der Müllersfamilie hin, das Ausdinghaus als Altenteil erhellt soziale Bindungen, die heute nicht mehr üblich, aber möglicherweise nachahmenswert sind. Das Landwirtschaftsgebäude und das Ausdinghaus flankieren den Hauptbau von 1872: auf beiden Seiten eines künstlich angelegten Seitenkanals des Flusses liegen die Mahlmühle mit den Wohnräumen des Müllers im Obergeschoß und das Sägewerk.

Die Architektur der beiden Wohngebäude ist gekennzeichnet durch das Festhalten an der Formensprache des Klassizismus – ihre klare, schlichte Ausdrucksform

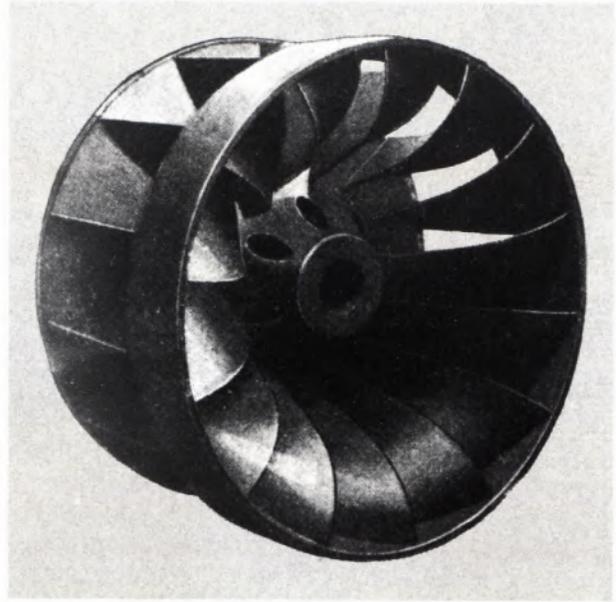
fand bei ländlichen Bauten in der Region bis zur Jahrhundertwende zahlreiche Anwendung. Das zweigeschossige Wohn- und Mühlengebäude zeigt eine streng symmetrisch gestaltete Eingangsfassade: in dem aus handwerklich sorgfältig behauenen Steinquadern aufgemauerten Erdgeschoß sind rundbogige Tür- und Fensteröffnungen eingeschnitten, wobei die etwas breitere Eingangstür zu der Mahlmühle eine Mittelachse bildet, flankiert von je zwei tief heruntergezogenen Fenstern und den anschließenden Eingängen zum Maschinenraum (links) bzw. zu den Wohnräumen im Obergeschoß (rechts). Ein Gurtbandgesims trennt das Erdgeschoß von dem verputzten Obergeschoß, das durch mit dem Erdgeschoß axiale Fensteröffnungen gekennzeichnet ist (bzw. war). Der Zwerchgiebel setzt diese Axialität und die mit dem Mühleneingang begonnene Mittelachse fort. Das Ausdinghaus ist dem Hauptgebäude analog gestaltet: Sandstein-Erdgeschoß, vom verputzten Obergeschoß durch ein markantes Gurtbandgesims getrennt, Axialität der Fenster- und Türöffnungen. Zum ursprünglichen Gesamteindruck der Bauten tragen auch



5 TURBINENANLAGE von Voith. Schnitt durch ein Turbinenhaus mit einer Francis-Turbine, Regler, Kegelrad und Dynamo; um 1908.

die noch vorhandenen originalen Türblätter am Hauptgebäude und Ausdinghaus bei.

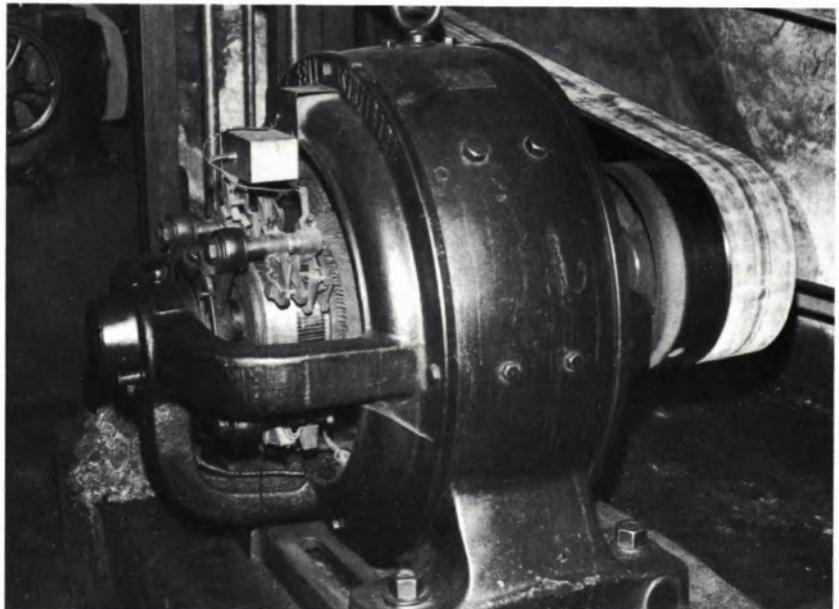
Die besondere Bedeutung der ehemaligen Messerschmidtschen Mühle macht natürlich ihre noch erhaltene technische Ausstattung aus – sie macht die Anlage zu dem Dokument einer überaus wichtigen Entwicklungsphase der Mühlentechnologie, die um die Jahrhundertwende mit dem Aufkommen der Elektrizität und der Anwendung neuer Antriebssysteme die Mühlen zu einem Vorläufer der heutigen Wasserkraftwerke machte. Die noch zu schildernde Entwicklungsgeschichte der Müllerei wird diese Zusammenhänge verdeutlichen, hier sei zunächst der jetzige Maschinenpark der Fichtenberger Mühle beschrieben. Zu der Entstehungszeit der Mühle erfolgte der Antrieb der Mahlgänge und der Säge über zwei Wasserräder, untergebracht im Gerinn zwischen der Mahl- und der Sägemühle. Es kann angenommen werden, daß die Antriebskraft von den Wasserrädern auf die Getreidemühle und das Sägewerk bereits damals über den noch vorhandenen Riemenantrieb (Transmission) übertragen wurde. Im Jahre 1909 wurde der Antrieb der Mühle nach dem damaligen neuesten Stand der Technik umgerüstet. Die Wasserräder wurden durch eine Francis-Turbine der Firma Voith (Heidenheim) ersetzt, der Antrieb der Mahlmühle und der Säge über Transmission beibehalten. Von der stehenden Schachtturbine wird seither über ein Holz-Eisen-Kegelradgetriebe die Transmissionswelle der Mahlmühle angetrieben, von der wiederum über ein Kegelradgetriebe die rechtwinklig anschließende Transmissionswelle der Säge abzweigt. Die Antriebswelle der Mahlmühle trieb über Riemen vier auf dem Biet (einem erhöhten Podest) montierte Mahlgänge an: den Gerbgang (zum Entfernen der Schalen der Getreidefrüchte vor dem eigentlichen Mahlvorgang mittels Abreiben durch leichten Druck der Mahlsteine), Schwarzgang (zur Flachmüllerei), Weißgang (Hochmüllerei zur Weißmehlerzeugung, ersetzt vor 1950 durch einen Walzenstuhl der Schwäb. Hüttenwerke Wasseralfingen) und den Schrotgang. Auf dem Biet befanden sich auch die zum Reinigen, Sortieren etc. des Mahlgutes konstruierten Maschinen wie Chasseur, Sichtmaschine, Staubzylinder, Sortiermaschine und Schälmaschine. Weitere zwei Stockwerke füllten Abfüll- und Reini-



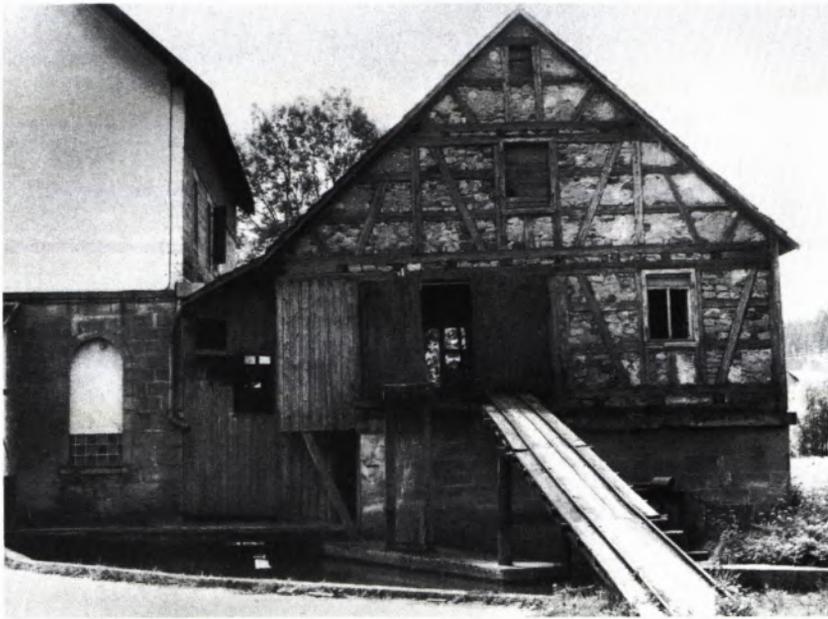
6 LAUFRAD einer Francis-Turbine, Aufnahme um 1908.

gungsanlagen (wie z. B. Plansichter), die wie alle anderen Maschinen von der Transmission angetrieben wurden.

Über Riemen werden auch der Regler (zur Herstellung gleichbleibender Drehzahl trotz veränderter Wasserverhältnisse durch Verstellen des Leitrades der Turbine) und ein Dynamo der Firma C. & E. Fein, Stuttgart (Modell GM 110, 240/250 Volt, 67/46 Amp., 1300 Umdr.), angetrieben, die bereits 1909 eingebaut wurden. Dieser Dynamo diente der Stromversorgung nicht nur der Mühle selbst, sondern auch des ganzen Ortes Fichtenberg. Im Jahre 1937 wurde der Dynamo durch einen Dieselmotor (von den Motoren-Werken Mannheim AG, Typ KD 18, über Transmissionsriemen mit der Antriebswelle der Mühle verbunden) ergänzt, um auch bei schwacher Wasserführung den Betrieb aufrechterhalten zu können. Die Getreidemühle ist 1934 durch das Mühlenbaugeschäft Karl Fritz in Fichtenberg (ein in der Region vielbeschäftigtes Unternehmen) für Heinrich Reißwenger, den damaligen Mühlenbesitzer, umgerüstet



7 DER GLEICHSTROMGENERATOR von der Fa. Fein, Stuttgart 1909. Rechts der Riemenantrieb.



8 DIE SÄGEMÜHLE von Norden gesehen, im Vordergrund die Aufzugsrampe über den Mühlkanal.

worden – hierbei wurden der Transmissionsantrieb und die Mahlgänge des 19. Jahrhunderts voll übernommen. Auch die nachfolgenden Modernisierungen der Sägmühle knüpften an die Antriebssysteme des 19. Jahrhunderts bzw. von 1909 an, so daß hier eine gewachsene Entwicklung der Mühlentechnologie ablesbar ist, mit einem organischen Nebeneinander der modernen Mahltechnik und der Antriebsaggregate aus der Frühzeit der Mühle.

9 DAS SÄGEGATTER, im Vordergrund der Klotzwagen auf Schienen.



Die Säge ist im wesentlichen noch im Zustand von 1872 erhalten, mit Teilen aus der Modernisierungsphase von 1909. Wie angedeutet, ist auch die Sägmühle von derselben Antriebswelle abhängig: die Wasserkraft, durch die Turbine in Drehbewegung umgesetzt, treibt über Transmissionsriemen die Seilwinde (zum Hochziehen der Baumstämme auf den Sägeboden), die Pendel- und Kreissäge und vor allem das Senkrechtvollgatter (zum Zersägen der Baumstämme zu Brettern) an. Ins 19. Jahrhundert sind (neben dem Gebäude selbst) die Transmission, die Pendel- und die Kreissäge sowie die Seilwinde (mit Holz-Zahnradgetriebe) zu datieren, das Sägegatter ist 1909 aufgestellt worden (von der Firma Gaiser, Klosterreichenbach). Aus dem Jahre 1933 ist noch eine Sägen-Schärfmaschine von der Firma Heiron, Öhringen, erhalten.

Die Säge und die Antriebssysteme der Fichtenberger Mühle dokumentieren eine der wichtigsten Entwicklungsstufen der Sägewerks- und Wassermühlentechnik, die um die Jahrhundertwende als Begleiterscheinung der industriellen Revolution dieses Gewerbe entscheidend umformte. Bis in das späte 19. Jahrhundert hinein ist das als klassisch zu bezeichnende, bereits in der Antike entwickelte Prinzip der Getreidemühle üblich gewesen: Vitruv beschreibt eine Mahlmühle, bestehend aus dem unterschlächtigen Wasserrad, dessen Wellbaum ein großes Kammrad antreibt, die Drehbewegung wird von hier über ein kleines Spindelrad auf den Läufer des Mahlgangs übertragen, welcher den Mühlstein in Bewegung setzt. Das zwischen dem sich drehenden und dem feststehenden Mühlstein zerriebene Mahlgut wurde anschließend handgeseibt, ebenso erfolgte auch die vorherige Sichtung (Reinigung des Getreides von Unkrautsamen u. a.). Im 16. Jahrhundert wurde der Sichtungsvorgang nach dem Mahlen durch das Beutelwerk mechanisiert: eine vom Läufer angetriebene Gabel siebte das Mehl mittels der Rüttel- und Klopfbewegungen durch einen Stoffbeutel. Das Zersägen von Baumstämmen geschah anfangs mit der Axt, dann mit der Handsäge. Wassergetriebene Sägmühlen sind ab dem 13. Jahrhundert nachweisbar, die Umsetzung der Drehbewegung des Wasserrades in die Linearbewegung des Sägeblattes erfolgte mittels einer Kurbelwelle. Eine handgetriebene Sägemaschine ähnlichen Prinzips

10 DIE SEILWINDE mit Holzzahnradverbindung und Riemenantrieb.



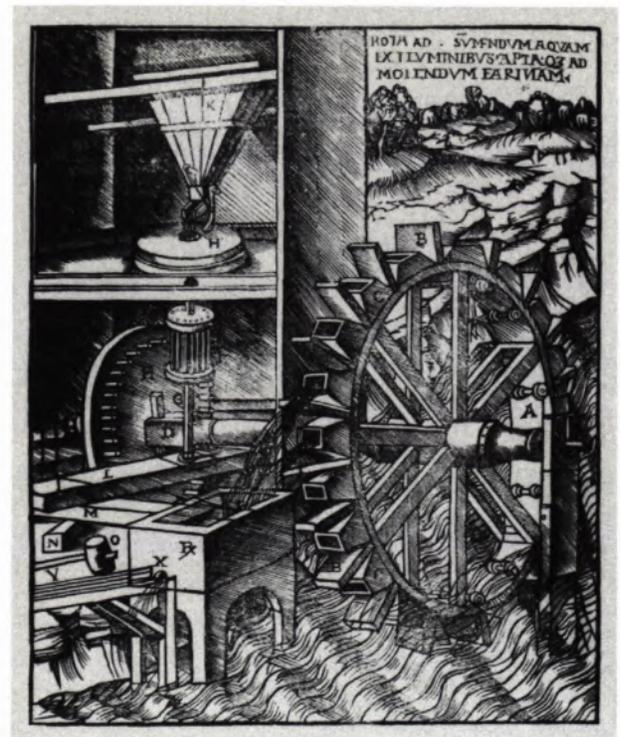
taucht zuerst um 1500 bei Leonardo da Vinci auf. Spätestens im 17. Jahrhundert ist auch der mit dem Sägeblatt synchron bewegte Klotzwagen (zur Führung der Baumstämme auf das Sägeblatt zu) bekannt gewesen. Für die Seilwinde, für das Hochziehen der Stämme auf den Sägeboden, benötigte man noch ein zweites Wasserrad – auch in Fichtenberg ist das Vorhandensein dieses zusätzlichen, für die Nutzbarkeit der Wasserkraft ungünstigen zweiten Antriebsaggregats für das 19. Jahrhundert nachweisbar.

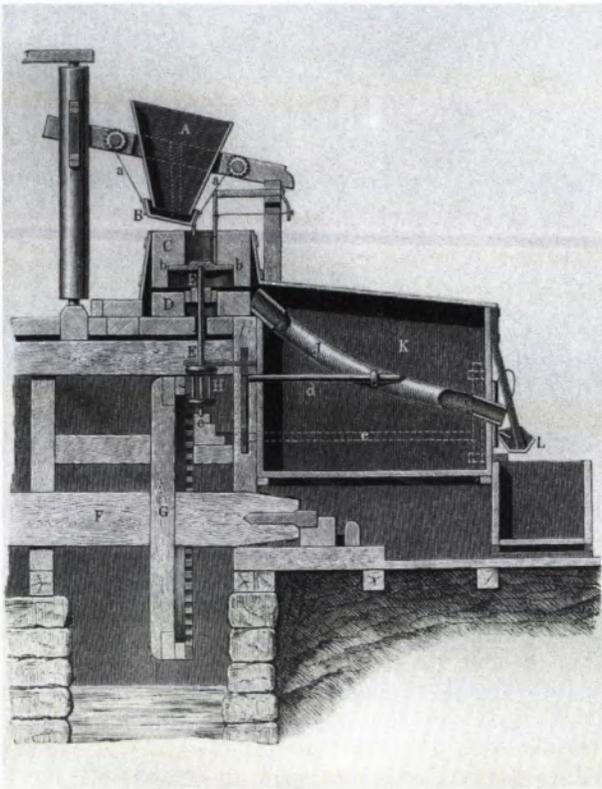
Die hier skizzierten Vorgänge des Mahlens und Sägens blieben im Prinzip bei Kleinbetrieben – und die sind vorherrschend gewesen – bis in das späte 19. Jahrhundert hinein unverändert. Erst um 1900 wurden weitreichende, im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte Neuerungen wirksam, die eine neue Phase der Müllerei und des Sägebetriebes einläuteten. Noch bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein behinderten in den deutschen Ländern Zunftwesen, Mahlzwang und Eßgewohnheiten (Roggenbrot vorherrschend, Herstellung von Roggenmehl anspruchsloser) erheblich die Innovation und technische Evolution. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sind auf diesem Gebiet England und Amerika führend geworden, zu Beginn des 19. Jahrhunderts traten Frankreich und Österreich hinzu. In England wird 1783 die erste Dampfmühle in Betrieb gesetzt, sie wird später zu einer ernsthaften, innovationsfördernden Konkurrentin der Wassermühlen. Im Jahre 1795 wird in den USA die erste vollautomatische Getreidemühle aufgebaut: noch wasserangetrieben, führt sie insbesondere neue Fördererlemente (Elevatoren und Paternoster) zum Bewegen des Mahlgutes und neue Maschinen zu dessen Reinigung (Sichtzylinder) ein. Um 1800 ist auch im Sägebetrieb mit der Entwicklung der Kreissäge eine wichtige Neuerung eingeführt worden.

Die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts stand im Zeichen des wirtschaftlichen und technologischen Aufschwungs. Mit der Aufhebung der Zünfte und des Mahlzwangs sowie mit der Einführung der freien Mahlvergütung in Deutschland wurde das Interesse an technischen Verbesserungen, das Rentabilitätsdenken und die Investitionsbereitschaft in erheblichem Maße ge-

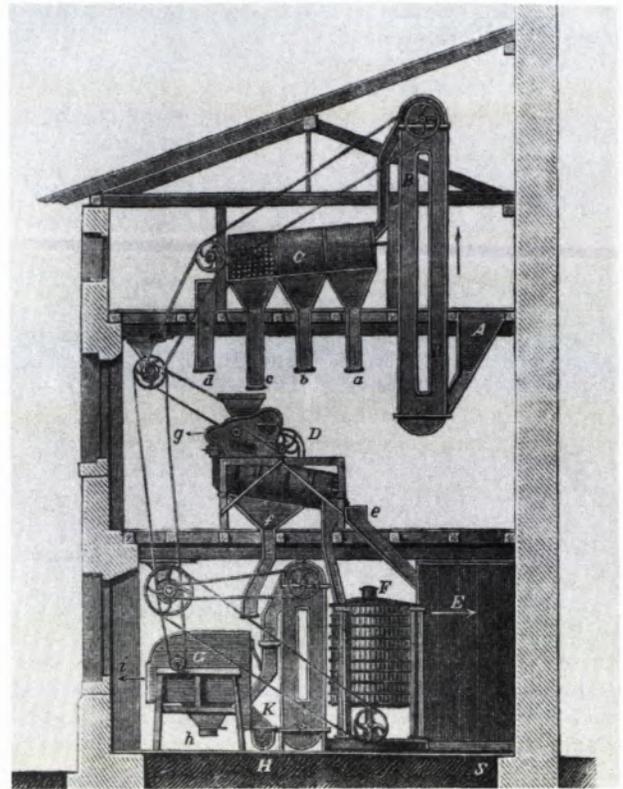
steigert oder überhaupt ermöglicht. Zunächst wurden die im Ausland gemachten Erfahrungen und Neuentwicklungen eingeführt: um 1830 ist eine Mühle nach amerikanischem Vorbild in Stuttgart errichtet worden, 1834 entstand eine Dampfmühle in Mannheim, zahlreiche Dampfmühlen wurden in Preußen erbaut. Neue Mahltechnologien machte die Einführung neuer Backwaren aus Weizenmehl in Wien erforderlich, sie führte zur Hochmüllerei, die gründlicheres Reinigen und mehrfaches Mahlen, damit aber neuartige Maschinen erforderte. Die Einführung des Eisens vor 1850 verbes-

11 MAHLMÜHLE um 1521. A=unterschlächtiges Wasserrad, B=Schaufeln, C=Kammern, D=Wellbaum, E=Kammrad, G=Spindelrad, H=Mühlstein, K=Kornbehälter. Das mit den Kammern C geschöpfte Wasser trieb eine Walke an.



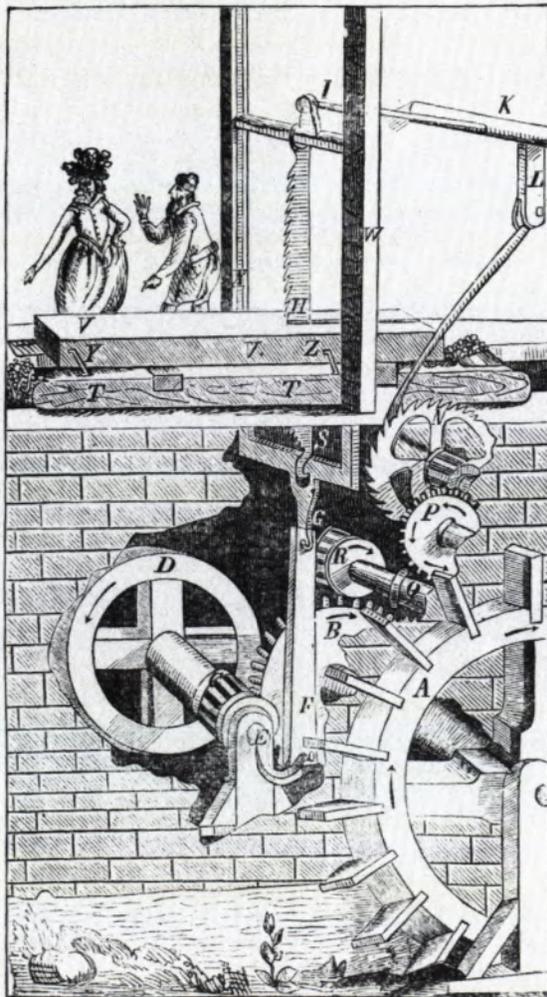


12
13



14

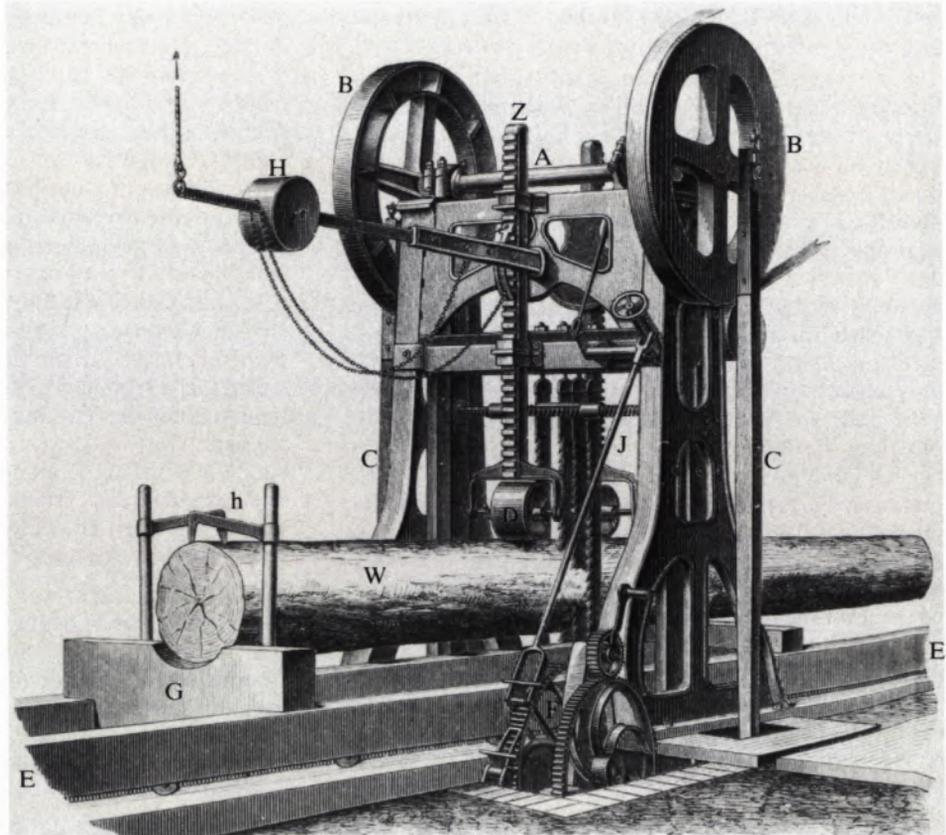
12 - SCHNITT DURCH EINE KORNMÜHLE, um 1890. Antrieb vom Wellbaum F des Wasserrades über das Kammrad G, Spindelrad H und Mühleisen E mit dem Läufer b auf den oberen drehbaren Mühlstein C. Das Getreide wird aus dem Behälter A in die Mitte (sog. Auge) des Mühlsteins gleichmäßig geführt, indem der auf den Schnüren a hängende sog. Schuh B (Ausflußregulierung durch Höher- bzw. Tieferhängen) über einen Stift von den sich drehenden Läuferhauen b in Rüttelbewegung versetzt wird. Das zwischen den Steinen C-D gemahlene Getreide wird im Beutelkasten K weiter bearbeitet: es gelangt in das Beutelwerk J (Schlauch aus Müllergaze), dieses wird durch die von der Spindel H-E mit einem Exzenter (Zacken auf der Welle) bewegte Gabel d (drehbar an einem Stift befestigt) gerüttelt und so das darin sich befindende Mahlgut gesiebt. Das Mehl bleibt im Kasten K, die größeren Teile fallen in das Sieb L, das sie in Kleie und Grieß trennt - hierzu wird es über die Stange e ebenfalls vom Exzenter der Spindel wie das Beutelwerk gerüttelt.



13 SÄGEMÜHLE um 1612. Ein unterschlächtiges Wasserrad A treibt über das auf seinem Wellbaum befestigte Stirnrad B die Welle C (mit dem Schwungrad D) an, über die Kurbel E und die Lenkstange F wird das Sägegatter G mit dem Sägeblatt H in vertikale Bewegung versetzt, das Gatter gleitet im Ständer W. Führung des Baumstammes V auf das Sägeblatt zu: Schiebewelle K überträgt die Bewegung des Gatters über die Stange L stoßweise auf das Rad N, welches (mit sog. Sperrzähnen versehen) nur in einer Richtung in Drehbewegung versetzt wird; auf seiner Welle sind Ketten aufgewickelt, die den Klotzwagen T mit dem auf ihm befestigten Baumstamm ziehen. Schnelles Rückholen des Klotzwagens nach dem Sägen in die Ausgangsposition: die Schiebepfosten L wird ausgehängt, vom Wasserrad wird über die Zahnräder B-R-Q-P das Rad N in Gegenrichtung gedreht, die aufgewickelten Ketten ziehen den Wagen zurück.

14 GETREIDEREINIGUNGSMASCHINEN, 19. Jahrhundert. Von dem Einfüllrichter A befördert ein Elevator B zu dem Staubzylinder C, der Getreide von Staub (a), zerbrochenen Körnern (b) und Steinen (d) trennt; die Getreidekörner (c) werden in den Trieur D (Auslesemaschine) geführt, der minder gute Körner (e, f) - die u. a. in die Kleinkammer E abgeführt werden - von den besten, die dann in die Schälmaschine F kommen, absondert. Der Aspirator G reinigt durch Luftstrom von Stroh u. a. H = Transportschnecke. Der Antrieb der Maschinen erfolgt über zwei an den Decken befestigte Achsen und Transmissionsriemen.

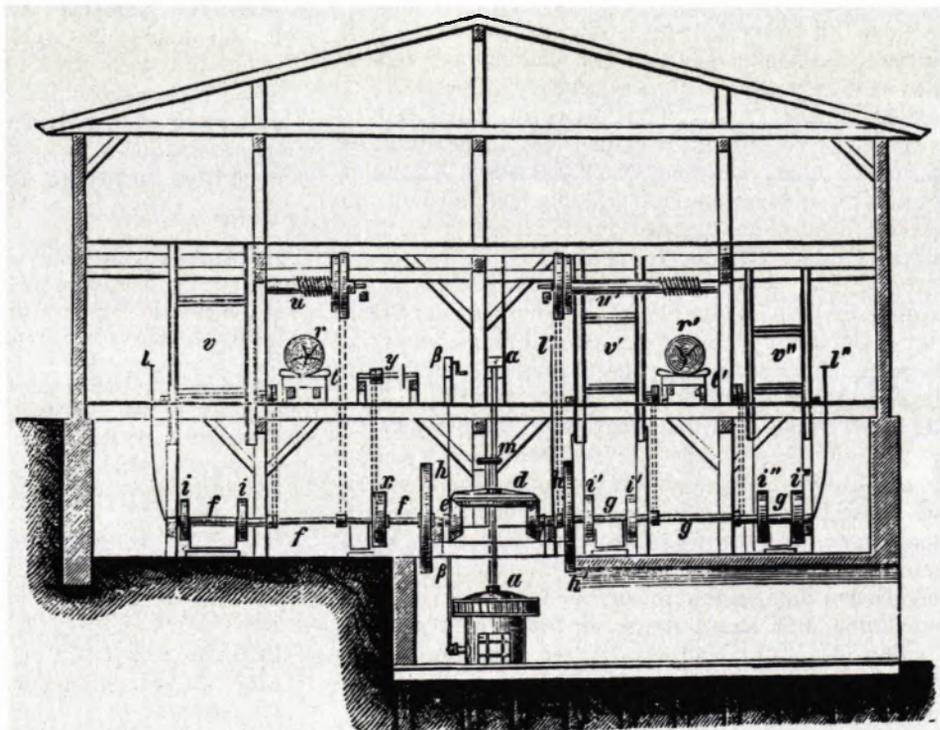
15 SÄGEGATTER, um 1890. Über die Transmissionsräder B und die Kurbelstangen C wird das Gatter vertikal bewegt. Der Baumstamm W auf dem Klotzwagen E wird durch das Gewicht H über die Zahnstange Z und die Rolle D in die Halterungen G gedrückt. Ein Exzenter auf der Welle A bewirkt über die Schiebestange J, das Sperrrad F und eine Zahnradverbindung zwischen diesem und dem Klotzwagen die Zuführung des Baumstammes auf die Sägeblätter in Intervallen.



serte die Kraftübertragung: eiserne Wasserräder, Zahnräder, Achsen und andere Maschinenteile lösten die Holzkonstruktionen ab – dies gilt auch für die Sägemühlen, die mit dem Eisengatter, dem Klotzwagen auf Stahlschienen (statt Holzwalzen) Produktivitäts- und Qualitätsfortschritte erzielen konnten. Von weitaus größerer Bedeutung als diese Neuerungen sind jedoch drei Faktoren gewesen: die Turbine, die Stromerzeugung und die Transmission. Letztere – die Übertragung der Drehbewegung vom Wasserrad auf die Maschinen über

Riemenantrieb – brachte die Möglichkeit der Kraftübertragung von der Antriebsquelle über längere Distanzen, die Vermehrung der Anschlußmöglichkeiten und günstigere Wirkungsgrade mit sich. Anstelle der Holz-Zahnradgetriebe mit ihrem begrenzten Nutzungsbereich konnte die insbesondere in Frankreich entwickelte Transmission von einem Wasserrad mehrere unterschiedliche Maschinen, auf verschiedene Ebenen verteilt, antreiben. Der Riemenantrieb ist im 19. Jahrhundert zum festen Bestandteil aller Produktionszweige

16 SCHNITT durch eine Sägemühle des 19. Jahrhunderts. Von der Turbine a mit dem Regler β angetrieben durch Wasserkraft wird die Drehbewegung über die Kegelradverbindungen e-d und die Wellen f-g auf die Transmissionsräder i übertragen, von denen über Riemen die Gatter v, die Kreissäge y und die Aufzugswinden u (mit dem Klotzwagen t-w) angetrieben werden.



geworden, seine Bedeutung für die industrielle Revolution der Zeit kann nicht genug betont werden.

Für die Fortschritte bei den Wassermühlen und ihre Entwicklung zu den Vorläufern heutiger Wasserkraftwerke ist die Turbine mit von ausschlaggebender Wichtigkeit gewesen. Um 1825 von Bourdin entwickelt, 1849 durch Francis entscheidend verbessert, ist sie insbesondere für Kleinmühlen mit ihrer oft schwankenden und begrenzten Wasserkapazität ein kaum zu überschätzender Fortschritt gewesen – der Wirkungsgrad der Turbine übertraf den der Wasserräder bei weitem. Freilich setzte sich diese neue Antriebsart erst allmählich durch: in Deutschland wurde die erste Francis-Turbine 1873 durch Voith in Heidenheim gebaut. Die Firma entwickelte sich zum führenden Unternehmen auf diesem Gebiet. Um die Jahrhundertwende ist dann diese Turbine bei Kleinmühlen zum häufigsten Antriebsaggregat aufgestiegen und trug entscheidend zur Existenzsicherung dieser Betriebe im Konkurrenzkampf mit den immer zahlreicher werdenden Großunternehmen bei. Denn bereits seit der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist im Zuge der Einführung der freien Marktwirtschaft die Gründung großer Getreidemühlen immer lukrativer geworden. Um 1875 sind zwar kleine Wassermühlen noch dominierend gewesen – mit ca. 70 000 Mahlmühlen erreichte die Zahl dieser Betriebe zu diesem Zeitpunkt ihren Höhepunkt –, doch bis zur Jahrhundertwende sank ihr Anteil auf 45%, 73 Mühlen-Aktiengesellschaften sind um 1900 in Deutschland zu verzeichnen. Hand in Hand mit dem Aufschwung der Mahlmühlen ging auch die Prosperität der Sägemühlen, auch ihre Krise läßt sich als Parallelercheinung aufzeigen: der Holzpreisanstieg ab 1890 und die damit verbundene Minderung der Rendite, die aufkommende Konkurrenz der Großbetriebe u. a. ließen nur die Investition in neue Technologien als Überlebensweg der kleinen Mühlen offen. Die Entstehung der Fichtenberger Mühle im Jahre 1872 (auf dem Höhepunkt der Konjunktur) und ihre durchgreifende Modernisierung 1909 (als Antwort auf die Krise der Kleinbetriebe) sind in diesem Zusammenhang zu sehen.

Als ein Teil dieser Antwort ist die Einführung der elektrischen Stromerzeugung in den Kleinmühlen zu nennen – dies erschloß für sie neue Absatzmärkte und machte eigene Produktivitätsfortschritte möglich. Voraussetzung ist die Entwicklung des Generators zur Stromerzeugung gewesen. Nachdem Ohm, Kirchhoff, Faraday und Maxwell die physikalischen und Volta die elektrochemischen Eigenschaften der Elektrizität erkannt, Faraday 1827 das Induktionsgesetz entdeckt und Ampère die magnetischen Wirkungen erklärt hatten, konnte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts der Schritt zur praktischen Nutzung der neuen Energieart gewagt werden. Die Entwicklung des Generators erfolgte im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts – nahezu gleichzeitig durch Tesla, Dolivo-Dobrowolsky, Bradley und den Badener F. Haselwander (1859 Offenburg – 1932 Freiburg). In Württemberg gehört die heute noch bestehende Firma C. & E. Fein in Stuttgart zu den ältesten Unternehmen, die sich mit elektrischen Apparaten befaßten: 1881 demonstrierte W. E. Fein auf der Württembergischen Landesgewerbeausstellung elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung mit einem selbstgebauten Generator. Der Bau dieser Maschinen nahm bald darauf einen bedeutenden Aufschwung. Entscheidenden Beitrag leistete die berühmte Kraftübertragung von Lauffen/Neckar nach Frankfurt/Main im Jahre

1891: unter der Leitung Oskar von Millers, des Gründers des Deutschen Museums in München, wurde vom Wasserkraftwerk der Württembergischen Portland-Cementwerke zu der „Frankfurter Internationalen Elektrotechnischen Ausstellung“ erstmals in der Geschichte elektrische Energie von erheblicher Stromstärke über weite Entfernung transportiert, ohne daß der Wirkungsgrad für eine wirtschaftliche Verwertung zu gering wurde. Kurz darauf gingen zahlreiche Mühlenbetriebe zur elektrischen Versorgung über – ermöglicht wurde dies u. a. durch die Tatsache, daß die nunmehr immer zahlreicher werdenden Turbinen oft eine größere Energiemenge lieferten, als sie für den Mühlenbetrieb benötigt wurde. In Fichtenberg wurde in Anbetracht dieser Erkenntnis mit der Turbine gleich auch ein Generator installiert. Die Region, in der sich dieser Ort befindet, stellte in Württemberg den Schwerpunkt der neuen Entwicklung dar, die Firmen C. & E. Fein und Maschinenfabrik Esslingen sind die Hauptlieferanten der elektrischen Anlagen gewesen.

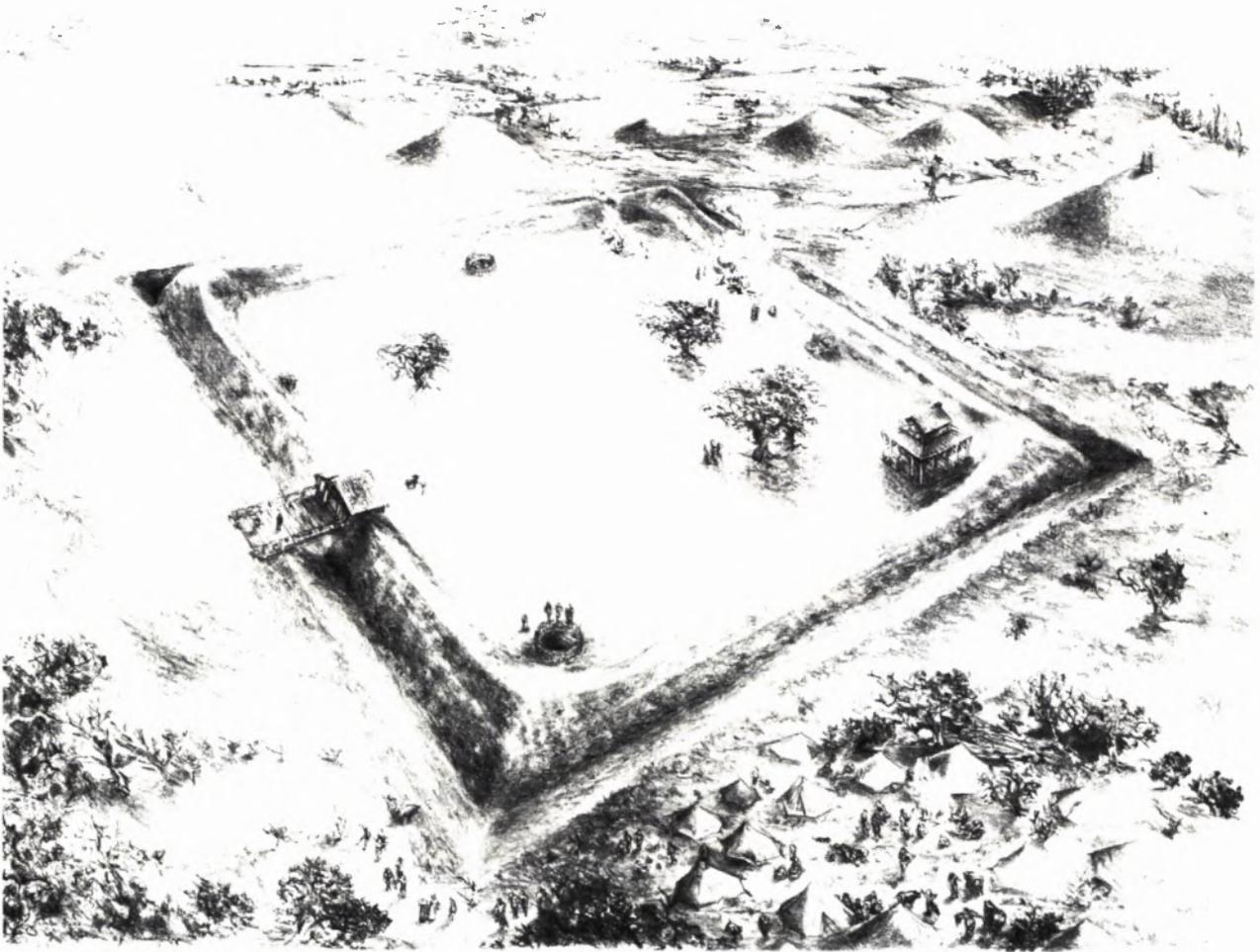
Ein weiterer Schritt zur Existenzsicherung wurde mit der endgültigen Lösung des Problems der Energieschwankungen getan: der sinkenden Wassermenge als Energielieferant wurde mit der 1937 erfolgten Installation des Dieselmotors begegnet. Bei niedrigem Wasserstand, bei Frost u. a. konnte nunmehr mit Hilfe dieser autarken Antriebsquelle der Betrieb aufrechterhalten werden.

Die Wassermühlen des beginnenden 20. Jahrhunderts sind damit als die Vorläufer der Kraftzentralen anzusprechen, sie stellen Prototypen der heutigen Wasserkraftwerke dar. In Fichtenberg ist dieser Zustand aus der Frühzeit der Energieerzeugung unverfälscht erhalten. Die Qualitäten der Anlage, die bis heute aktuell geblieben sind, belegt auch die Tatsache, daß auch die modernen Teile des Maschinenparks der Mahlmühle die Antriebssysteme der Jahrhundertwende konsequent weiterverwendeten. Dies u. a. auch deswegen, weil „nach der um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnenden technischen Umwälzung auf allen Gebieten der Müllerei... die wesentlichen Grundlagen der Mühlen-technik geschaffen“ waren und der „um den Beginn des 20. Jahrhunderts erreichte hohe Stand der Mühlentechnik... in den folgenden Jahrzehnten durch neue Erfindungen nicht entscheidend verbessert werden“ konnte (H. Reimann, S. 179). Die Fichtenberger Anlage ist noch heute in Betrieb, die Säge ist betriebsbereit...

Literatur:

- H. Gleisberg: Geschichte und Technologie der alten Wassermühlen; in: Sächsische Heimatblätter, H. 4-5, 1972.
- H. Jüttemann: Wassergetriebene Bauernsägen in Mitteleuropa, insbesondere im Schwarzwald, bis etwa zum Jahre 1850, Diss. Karlsruhe 1982.
- W. Leiner: Geschichte der Elektrizitätswirtschaft in Württemberg, Bd. 1, Stuttgart 1982.
- G. Luther: Die technische und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Mühlengewerbes im 19. Jahrhundert; in: Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, 24. Bd., 4. Heft, Leipzig 1909.
- H. Reimann: Die geschichtliche Entwicklung und Bedeutung der Getreideproduktion und -verarbeitung, Diss. Berlin 1974.
- F. W. Weber: Die Geschichte der Mühlen und des Mülเลอร์handwerks der Pfalz, Otterbach 1978.

*Dr. Julius Fekete
LDA · Referat Inventarisatoin
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1*



1 REKONSTRUKTIONSZEICHNUNG einer keltischen Viereckschanze.

Berndmark Heukemes: Zur keltischen Doppelschanze „Am Wasserbett“ von Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis

Die in den letzten Jahren im Auftrag des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg durchgeführten Grabungen zur Erforschung des römischen Vicus Ladenburg betonen die landesgeschichtliche Bedeutung dieses Platzes. Bekanntlich läßt sich Ladenburg auf einen keltischen Ortsnamen zurückführen, der etwa Sumpf- oder Seeburg lautete und seit römischer Zeit als Lopodunum, Lobedtenburg und Laudenburg bis zur heutigen Zeit kontinuierlich fortlebte. Für die archäologische Forschung war es deshalb seit langem ein besonderer Anreiz, anhand von Bodenfunden nicht nur Zeugnisse für das Weiterleben dieses Römerortes zu ermitteln, sondern auch für die der Römerzeit vorausgehende Besiedlung der Latènezeit neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Schon die vor kurzem im Gewann „Erlenfeld“ erfolgte Entdeckung einer etwa 100 × 20 m großen Fläche mit größeren Mengen an Eisenschlacken, wie solche in ihrer technischen Beschaffenheit typisch für Verhüttungsreste keltischer Brennöfen sind, läßt hier die Lokalisierung größerer, metallverarbeitender Betriebe erwarten. Beachtlich sind zudem die Spuren latènezeitlicher Siedlungen und Gräber im Bereich einer alten Neckar-

schlinge, die das heutige Stadtgebiet vom Gewann „Ziegelscheuer“ an nach Osten, Norden und Westen in großem Bogen umzieht. Das bis zum Mittelalter nur an einigen Stellen noch offen stehende Altwasser bestand aber seit der in den letzten Jahrhunderten vor der Zeitenwende erfolgten Verlagerung des Neckars weiter nach Westen zumeist aus langgezogenen, sumpfigen Niederungen, die eine halbinselartige größere Fläche aussparten. Diese besondere topographische Situation macht es sehr wahrscheinlich, daß hier das keltische Lopodunum, das namentlich so bezeichnete Sumpf- oder Seeburg, lag. Jedenfalls verstand man zur Römerzeit diese vorteilhafte Lage im Westteil dieser Art Halbinsel für die Gründung der römischen Kastelle und der nachfolgenden Zivilsiedlung geschickt zu nutzen.

Mit dem Nachweis mehrerer spätkeltischer Viereckschanzen am Ostrand der heutigen Stadt konnte in den letzten Jahren eine wesentliche Bereicherung des Kenntnisstandes spätkeltischer Besiedlung am Oberrhein erzielt werden. Betrachtet man das bisherige Bild der Verbreitung spätkeltischer Viereckschanzen, so fällt deutlich auf, daß bis zu diesen neuen Entdeckungen das Oberrheingebiet ganz im Gegensatz zu der Fülle

solcher Kultanlagen in Bayern und Württemberg frei von derartigen Bauten war. Bisher nahm man deshalb an, daß der intensive Ackerbau in der Rheinebene alle Spuren gelöscht hätte. In Wirklichkeit handelt es sich aber um eine Forschungslücke, was auch durch die Auswertung neuester Luftbilder bestätigt wird. Die Verbreitung dieser meist quadratischen, einst mit Spitzgraben und Wall abgegrenzten und mit Holztempeln und Kultschächten ausgestatteten Plätze (Abb. 1) reicht nämlich noch weit über das Oberrheintal hinaus bis an die untere Seine. Der einer irrümlichen Deutung entstammende ältere Begriff „Viereckschanze“ ist aufgrund neuer Erkenntnisse als umfriedeter, heiliger Bezirk im Sinne des ursprünglich keltischen Begriffes „nemeton“ aufzufassen.

Nachdem 1980 von uns anlässlich einer Straßenkanalisation ein keltischer Spitzgrabenanschnitt beobachtet worden war, sind 1981–1983 im Auftrag des Landesdenkmalamtes bereits verschiedene Suchgrabungen vorgenommen worden. Da dieses Gebiet bereits in einzelne Bauparzellen aufgeteilt wurde und diese z. T. schon bebaut sind, konnte leider keine systematische Flächengrabung erfolgen. Die hier ermittelte erste Viereckschanze wurde nach dem Straßennamen und zugleich früheren Gewannamen „Am Wasserbett“ bezeichnet.

Zunächst ist über die Freilegung der Nordost-Ecke im Jahre 1981 zu berichten. Die flächenhafte Abdeckung zeigte einen scharf rechtwinklig umbiegenden Spitzgraben, dessen dunkle Verfüllung sich deutlich von dem anstehenden hellen Lößlehm abhob (Abb. 2). Im selben Bereich traten mehrere ältere vorgeschichtliche Gruben und Gräbchen zutage. Sie gehören alle wahrscheinlich zu einer bandkeramischen Siedlung, die während unse-

rer diesjährigen Grabungskampagne zutage trat. Besonders markant sind die in einheitlicher Richtung angeordneten Schlitzgräbchen von Hütten. Ihre tiefschwarze, feste Verfüllung ließ sich gut von der andersartigen Verfüllung des spätkeltischen Grabens unterscheiden. Aus der unteren Füllung dieses Spitzgrabens wurde als wichtiger zeitbestimmender Fund eine keltische Potinmünze vom Stamm der Leuker, die auf der Vorderseite einen stark abstrahierten, büscheligen Kopf mit Diadem und auf der Rückseite einen Eber mit Lilie wiedergibt, geborgen (Abb. 3 u. 4). Das ist vor allem deshalb bemerkenswert, weil die bisher in Baden-Württemberg erfaßten 12 Potinmünzen vom Leuker-Typ fast alle Streufunde ohne genaue Fundortangabe und meist ohne datierende Beifunde darstellen. Eine Münze des gleichen Typs wurde bereits kurz zuvor an der Domitianstraße in Ladenburg ausgegraben. Übrigens reichte das Stammesgebiet des keltischen Stammes der Leuker etwa von der oberen Maas bis an den Oberrhein.

Als im Vorjahre nun weitere Hausbauten geplant wurden, ergab sich dadurch auf drei nahe beieinander liegenden Grundstücken die Möglichkeit, erstmals die gesamte West-Ost-Ausdehnung der Kultanlage mit 96,80 m von Grabenmitte zu Grabenmitte zu ermitteln. Wie bereits bei der vorhergehenden Grabung zeigten sich an der Innenseite nahe des Grabens keine Spuren von Pfostenlöchern oder -gräbchen, die vielleicht auf eine ältere Umzäunung oder später erfolgte Einfassung des Wallfußes hinweisen könnten. Das Material zur Errichtung des Walls war einst aus dem Grabenaushub gewonnen worden und ist z. T. später etwa in umgekehrter Folge wieder in den Spitzgraben gelangt. Wie die Einfüllschichten stellenweise deutlich belegen, lagerte sich das humöse Erdreich der Wallaufschüttung zu-

2 LADENBURG. Blick auf die Nordostecke des Grabens der Viereckschanze B. in Flur „Am Wasserbett“. Im Vordergrund bandkeramische Hüttenspuren.





3 und 4 SPÄTKELTISCHE POTINMÜNZE (*Legierung aus Kupfer und Silber*). Vorderseite (links) mit stilisiertem Kopf in Profilsicht, Rückseite (rechts) mit Eber, darunter Lilie. Durchmesser der Münze ca. 1,5 cm.

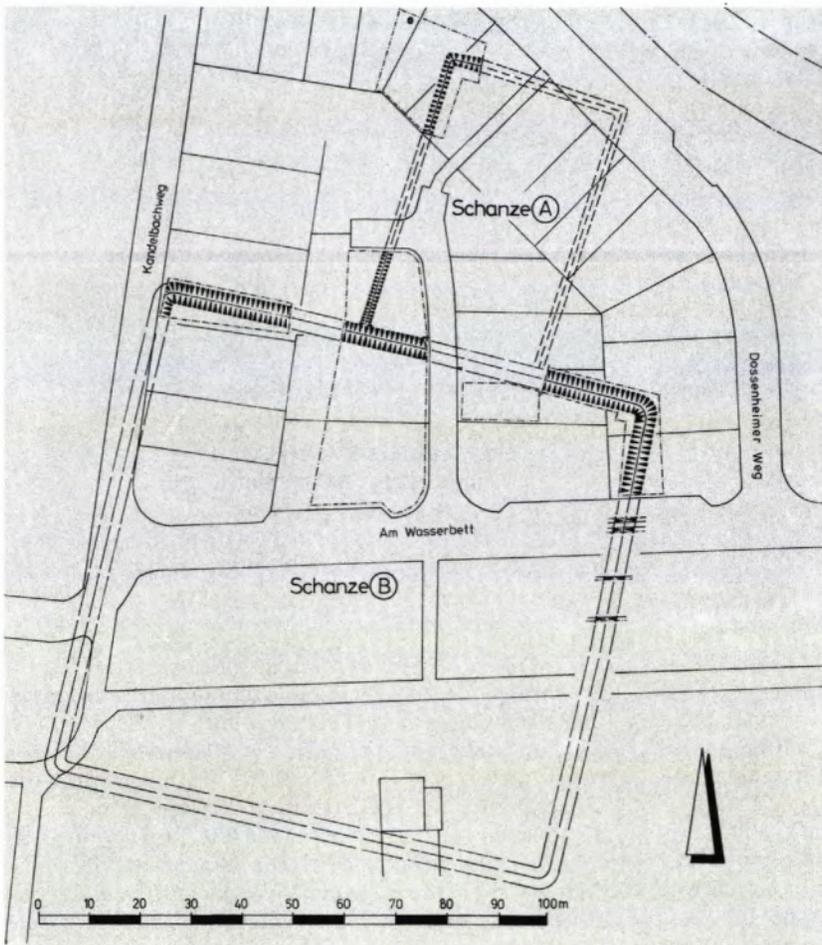
nächst an der Innenseite des Grabens ab, bevor dieser völlig einplaniert wurde. Daß sich auch im benachbarten, noch gartenwirtschaftlich genutzten Gebiet nicht die geringsten Spuren der Umwallung erhalten haben, ist nicht nur mit der intensiv betriebenen Bodenbearbeitung zu erklären. Die starke Verdünnung der über Kiesen sonst meterdick auflagernden Lößlehmschicht beweist eine weitgehende, frühere Abschwemmung der obersten Schichten durch Hochwasser des Neckars. Wie schon der Gewannname „Am Wasserbett“ ausdrückt, erstreckt sich die Viereckschanze dicht am Rande eines westlich angrenzenden Feuchtgebietes, das auf den oben beschriebenen verlandeten Neckararm zurückgeht. Das einstige Flußbett wird heute z. T. vom

sog. Kleinen Kanzelbach als Bachbett genutzt. Bis zur Errichtung ausgedehnter Schutzdämme gegen Ende des 18. Jahrhunderts durchfloß der heute etwa 1,1 km von der Fundstelle entfernt gelegene Neckar bei größeren Hochwassern sein altes Flußbett, das noch immer im benachbarten Gelände deutlich ausgeprägt erscheint. Bemerkenswert ist hier nicht nur die Veränderung der einstigen Landschaftsoberfläche durch den Fluß, sondern vor allem die Lage der Viereckschanze am Ufer eines nachweislich noch zur Latènezeit Wasser führenden Neckararmes dicht neben der Einmündung eines Bachs in diesen. Vielleicht war einmal die Nähe des heilbringenden Wassers bei der Erbauung der Kultstätte von Bedeutung.



5 GRABUNG im Schnittpunkt der beiden keltischen Viereckschanzen.

6 LAGE und Plan der beiden keltischen Viereckschanzen in Flur „Am Wasserbett“ in Ladenburg.



Überraschend trat an der Nordseite der Rest einer kleineren Schanze in Form eines rechtwinklig abbiegenden kleinen Spitzgrabens zutage (Abb. 5). Der ursprünglich 3,60 m breite und 1,60 m tiefe Graben ließ sich zunächst noch auf 15 m Länge verfolgen. Leider verhinderte der fortgeschrittene Straßenausbau eine weitere Freilegung des Verlaufs, so daß die genaue Größe der kleineren Schanze erst in diesem Jahre durch das Entgegenkommen der dort planenden Baugesellschaft weiter untersucht werden konnte. 36,30 m nördlich der großen Schanze bog nun der Spitzgraben (Abb. 6) nach Osten um. Dicht hinter der Biegung mußte aber die Grabung wegen der Grundstücksverhältnisse abgebrochen werden. Die genaue Ausdehnung nach Osten bleibt damit vorläufig unbekannt. Wie aber der Plan der bisherigen Befunde (Abb. 6) nahelegt, kann diese sehr wahrscheinlich nur maximal 35 m weit gereicht haben, womit die kleine Schanze einen Grundriß von schmal-rechteckiger Form aufgewiesen haben müßte.

Die humöse Einfüllung des kleinen Spitzgrabens (Abb. 9) zeigt keine Verbindung mit den Verfüllungsschichten des anstoßenden Nordgrabens der großen Schanze, so daß vermutlich beide nicht gleichzeitig nebeneinander bestanden haben. Doch kann man dies beim gegenwärtigen Stand der Erforschung zunächst nur mit Vorbehalt andeuten. Denkbar wäre jedenfalls, daß man zunächst die kleine Schanze angelegt hat. Als diese von der Größe her nicht mehr genügte und deshalb aufgegeben und einplaniert wurde, beseitigte der nördliche Graben der größeren Schanze die südliche Grabenfront der kleinen Schanze. Eine gute Parallele hierzu sind die

beiden aneinander grenzenden Schanzen im „Rückenholt“ bei Altheim-Heiligkreuztal, Kreis Biberach, bei denen eine ähnliche zeitliche Abfolge anzunehmen ist. Von der Annahme ausgehend, daß die kleinere Ladenburger Schanze die ältere Anlage darstellen könnte, haben wir diese als Schanze A bezeichnet und entsprechend die größere Anlage als Schanze B.

Wenn auch der gesamte nördliche Grabenverlauf der Schanze B nicht freigelegt werden konnte, läßt sich doch für den Mittelabschnitt dieses Grabens eindeutig sagen, daß sich dort, wie zu erwarten war, keine Spur einer Toranlage abzeichnete. Bekanntlich öffnen sich diese Anlagen niemals nach Norden, was am ehesten mit kultischen Vorstellungen zu erklären ist. Genauer ergibt sich auch für die Bauart des spitzförmigen Grabens der Schanze B selbst. Im Vergleich zu anderen Schanzen ist er auffallend regelmäßig breit und tief, fast ohne größere Schwankungen in seinem Profil angelegt worden. Die ursprünglichen Maße betragen etwa 4,40 m Breite und 1,70 m Tiefe, wobei die tiefste Stelle zumeist genau mit der Grabenmitte übereinstimmte. Die Abknickung des Grabens an den Ecken erfolgte sehr scharf und verrät sorgfältiges Arbeiten der Erbauer. Die Grabenverfüllung (Abb. 8) wechselte zwar im Hinblick auf die Art der Funde oder gewisse Massierungen des Fundmaterials, erwies sich aber bisher in der Schichtenfolge sonst als ziemlich regelmäßig. Auf der Grabensohle und in der untersten eingeschwemmten Schicht zeigten sich nur vereinzelt Funde, meist wenige Scherben, während die mittlere Schicht aus dunkelbraunem, gelegentlich stark mit Holzkohle angerei-



9 BLICK auf die Spitzgräben von Schanze A (im Hintergrund) und von Schanze B (im Vordergrund).

zeigen. Der bisher ermittelte Befund entspricht am ehesten der Vorstellung von einer Aufgabe der Kultstätte vor der Besitznahme des unteren Neckarlandes durch die Römer. Zur Zeit der Eroberung des Ladenburger Raumes zeigte sich der ehemalige Graben sehr wahrscheinlich noch als flache Mulde. Wenn bis zur endgültigen Verfüllung gelegentlich auch einige römische Scherben in diese oberste Schicht gerieten, spricht nichts gegen eine weit früher erfolgte Auffassung.

Obwohl ähnlich in der Oberfläche eingelagerte römische Streufunde im Bereich eines auf dem Grundstück Ausoniusstr. 39 im Jahre 1978 entdeckten Spitzgrabens seine Datierung zunächst in römische Zeit wahrscheinlich machten, sprechen aber gerade die Befunde von der Doppelschanze „Am Wasserbett“ dafür, daß es sich hier um den Rest einer weiteren, etwa 500 m südwestlich davon und auffallend gleich orientierten spätkelti-

schen Kultstätte handeln kann. Vielleicht ist es kein Zufall, daß sich auch diese mutmaßliche Anlage einmal am Rande der markanten alten Neckarschlinge erstreckte, und daß zudem in diesem Bereich später das römische Schauspieltheater des Vicus Lopodunum erstellt wurde. Eine kleine Anhöhe hebt diesen Punkt unübersehbar aus seiner Umgebung heraus. Bevor an dieser Stelle weitere Neubauten errichtet werden, sollte durch eine Ausgrabung Gewißheit geschaffen werden, ob sich dort nicht eine dritte Viereckschanze aus Ladenburg verbirgt.

*Dr. Berndmark Heukemes
Kurpfälzisches Museum
Archäologische Abteilung
Schiffgasse 10
6900 Heidelberg*

Schriftenreihe „Kulturdenkmale in Baden-Württemberg“ (Kleine Führer) Blatt Nr. 50 ist erschienen

Zu den Exkursionen, die die Teilnehmer der Jahrestagung der „Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern“ im Mai 1972 von Isny aus zu verschiedenen Denkmalen der näheren und weiteren Umgebung führte, erschienen für eine Reihe der damals aufgesuchten Örtlichkeiten kleine, doppelseitige Führerblätter, die in kurzer Form über Art, Aussehen, zeitliche Einordnung und Geschichte dieser Denkmale orientieren sollten. Die Blätter fanden bei den Teilnehmern, vor allem aber auch bei Landrat Dr. Münch (Landratsamt Wangen) soviel Anklang, daß wir sie als kleine Führer zu Kulturdenkmälern in Baden-Württemberg fortsetzten. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg übernahm die Herausgabe, die Schriftleitung wurde dem Initiator, Herrn Dr. Schiek, übertragen.

Nach zehn Jahren liegen nun 50 Blätter vor – 50 Blätter, deren Anliegen es ist, in knapper Form den Bürgern und Besuchern unseres Landes die behandelten Denkmale näher zu bringen und Interesse für die Zeugnisse der Vergangenheit zu wecken. Der Leser wird hier allerdings weniger die bedeutenden Denkmale finden. Vielmehr stehen in dieser Reihe die kleinen und oft unscheinbaren Objekte im Vordergrund, denn gerade diese sind es, die breiteren Bevölkerungskreisen in ihrer geschichtlichen Bedeutung und kulturellen Aussagekraft zugänglich gemacht werden sollten, die aber auch eines verstärkten Schutzes bedürfen.

Mit Blatt 50 wird ein Verzeichnis der bisher erschienenen Führerblätter sowie ein Orts- und Sachregister vorgelegt, um die Blätter leichter benutzbar werden zu lassen. Ein nächstes Register wird mit Blatt 100 erscheinen. Ab Blatt 51 übernimmt Herr Dr. Heiligmann, Tübingen, die Schriftleitung.

Wir hoffen und wünschen, daß die kleinen Führer auch künftig ein aufmerksames Interesse finden, und daß sie damit weiterhin das ihrige beitragen können, Verständnis für die Kulturdenkmale in Baden-Württemberg zu fördern.

1. Beck, A., Ein Grabhügel der älteren Eisenzeit von Tübingen-Kilchberg (1972).
2. Planck, D., Das spätrömische Kastell VEMANIA bei Burkwang, Gemeinde Großholzleute, Lkr. Wangen (1972).
3. Schiek, S., Die Turmburg zu Ofllings, Gemeinde Wangen i. A., Lkr. Ravensburg (1973).
4. Wein, G., Die Burgruine Alt-Sumnerau bei Rattenweiler, Gemeinde Tettngang, Lkr. Bodenseekreis (1972).
5. Anstett, P./Jantzen, H., Die Stiftskirche in Tübingen (1973).
6. Wein, G., Die Lenensburg bei Betznau, Gemeinde Kreßbronn, Bodenseekreis (1972).
7. Biel, J., Der römische Gutshof „Waldhauser Schloß“ bei Wolfslugen, Kreis Esslingen (1974).
8. Biel, J., Die Viereckschanze bei Nürtingen, Kreis Esslingen (1974).
9. Wamsler, G., Der römische Gutshof bei Rappenu-Zimmerhof, Lkr. Heilbronn (1974).
10. Wagner, E., Die Heidenschmiede in Heidenheim, ein Rastplatz der mittleren Altsteinzeit (1975).
11. Hannmann, E., Die Friedhofkirche in Balingen (1975).
12. Biel, J., Der Lochenstein bei Hausen am Tann, Zollernalbkreis (1975).
13. Biel, J., Der Gräbelesberg bei Laufen an der Eyach (Zollernalbkreis) (1975).
14. Lutz, D./Schiek, S., Die Urnburg bei Weitingen, Gemeinde Eutingen, Landkreis Freudenstadt (1975).
15. Hahn, J., Der Vogelherd, eine Wohnhöhle der Altsteinzeit im Lonetal bei Stetten (Gmde. Niederstotzingen, Lkr. Heidenheim) (1975).
16. Setzler, W., Die ehemalige Propstei Mochental bei Kirchen, Gemeinde Ehingen (Alb-Donau-Kreis) (1975).
17. Wagner, E., Der Ipf bei Bopfingen (Ostalbkreis) und seine vorgeschichtlichen Befestigungen (1975).
18. Schmidt, E., Der „Tannenbuck“, ein hochmittelalterlicher Turmhügel bei Rust im Ortenaukreis (1976).
19. Fingerlin, G., Das keltische Oppidum von Altenburg, Gem. Jestetten, Landkreis Waldshut (1976).
20. Heine, H.-W., Der Schloßbühl bei Reute, Gemeinde Sauldorf, Landkreis Sigmaringen (1976).
21. Fingerlin, G., Der römische Gutshof von Laufenburg, Landkreis Waldshut (1976).
22. Baatz, D., Das Römerbad am Limeskastell Walldürn (Odenwaldkreis) (1976).
23. Reim, H., Die späteltische Viereckschanze von Mössingen-Belsen, Kreis Tübingen (1976).
24. Hahn, J., Der Sirgenstein, eine urgeschichtliche Höhlenstation im Achtal (1976).
25. Fleck, W.-G., Der Landturm bei Lichtel (Tauberkreis) (1976).
26. Lutz, D., Die Ruine Mandelberg bei Bössingen, Gemeinde Pfalzgrafenweiler, Landkreis Freudenstadt (1976).
27. Lutz, D., Die Ruine Steinsburg bei Weiler, Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis (1976).
28. Schiek, S., Der römische Gutshof bei Rosenfeld (Zollernalbkreis) (1976).
29. Behrends, R.-H., Das Römerbad von Neckarburken, Gemeinde Elztal (Neckar-Odenwald-Kreis) (1977).
30. Schiek, S., Eine vorgeschichtliche Grabhügelgruppe bei Immenstaad, Bodenseekreis (1976).
31. Planck, D., Das „Römische Haus“ im Rotwildpark bei Stuttgart (1977).
32. Schiek, S., Der Kraut- oder Heidenbühl, ein früheltischer Fürstengrabhügel bei Nagold, Lkr. Calw (1977).
33. Biel, J., Der Buigen bei Herbrechtingen (Lkr. Heidenheim) und seine vorgeschichtlichen Befestigungen (1977).
34. Walz, W., Kloster Herbrechtingen (Lkr. Heidenheim) und die Befestigung auf dem Linsenfels (1977).
35. Akermann, M., Die Galluskirche in Brenz, Gemeinde Sontheim/Brenz, Lkr. Heidenheim (1977).
36. Setzler, W., Der alte Karzer der Universität Tübingen (1977).
37. Schiek, S., Grenzsteine des Stifts St. Peter zum Einsiedel im Schönbuch (1977).
38. Setzler, W., Der Schnitzaltar in der Kath. Pfarrkirche zu Oberndorf (Stadt Rottenburg a. N., Lkr. Tübingen) (1977).
39. Lutz, D., Die Ruine Harpfburg bei Heddesbach, Rhein-Neckar-Kreis (1977).
40. Franke, C., Die Neue Aula der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen (1978).
41. Behrens, R.-H., Der römische Gutshof von Pforzheim-Hagenschieß (1978).
42. Heiligmann, J., Das römische Kastell bei Burladingen-Hausen (Zollernalbkreis) (1977).
43. Reim, H., Ein Grabhügelfeld der Hallstattkultur bei Neuhausen o. E., Kreis Tuttlingen (1978).
44. Behrends, R.-H., Der Limeswanderweg von Mudau (OT Schloßbau und Mörschenhardt), Neckar-Odenwald-Kreis (1978).
45. Schönhagen, B., Das Grabdenkmal des Grafen Wilhelm Ernst von Waldeck in der Tübinger Stiftskirche (1978).
46. Blumentritt, R./Hahn, J., Der Hohlefels bei Schelklingen, Alb-Donau-Kreis. Eine urgeschichtliche Fundstelle im Achtal (1978).
47. Nuber, H. U./Schallmayer, E., Das Kleinkastell „Haselburg“ bei Walldürn-Reinhardsachsen, Neckar-Odenwald-Kreis (1979).

48. Wagner, E., Das Rentierjägerlager an der Schussenquelle bei Schussenried, Kr. Biberach (1981).

49. Schiek, S., Der „Bühl“ bei Baisingen, Stadt Rottenburg a. N. (Kr. Tübingen), ein Fürstengrabhügel der jüngeren Hallstattkultur (1982).

50. Behrends, R.-H., Der römische Gutshof (villa rustica) im „Herrenwald“ bei Wiesenbach, Rhein-Neckar-Kreis (1983).

Bestellungen sind zu richten an das: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Abt. Bodendenkmalpflege, Schloß, Fünfeckturm, 7400 Tübingen 1. Die Blätter werden kostenlos gegen Portoersatz in Briefmarken abgegeben.

Personalia



Walter Genzmer †

Am 13. Juni 1983 starb in Bonn, wenig beachtet, der Senior der baden-württembergischen Denkmalpfleger, der ehemalige Landeskonservator der Kunstdenkmäler von Hohenzollern, Oberregierungsrat und Baurat a. D. Walter Genzmer, im Alter von 92 Jahren. Geboren war er in Köln am 22. Oktober 1890 als Sohn des Städtebauers Prof. Dr.-Ing. h. c. Ewald Genzmer. Er entstammte einer Familie von Gutsbesitzern, Malern, Architekten und Juristen, die ausgesprochen künstlerisch begabt waren. Diese Vielfalt von Interessen und künstlerischen Fähigkeiten zeigte sich bei Walter Genzmer sehr deutlich, sie stellte sich als ein Anziehungspunkt jedem, der mit ihm zu tun hatte. Diese Anlagen waren eine glückliche Konstellation für einen Denkmalpfleger, dessen Interessengebiete weit über die der Architektur und Kunstgeschichte oder über die der Kenntnis von Materialien und Techniken hinausgehen sollen.

So ergab es sich 1934, als Walter Genzmer als Regierungsbaurat auf eigenen Wunsch an das preußische Regierungspräsidium in Sigmaringen versetzt wurde, daß er nach dem eben erfolgten Tode des Landeskonservators der Hohenzollerischen Lande, Prof. Friedrich Wilhelm Laur, mit dessen ehrenamtlichem Amt eines Denkmalpflegers vom preußischen Finanzministerium betraut wurde.

Wohlvorbereitet war er hierfür durch

sein Studium in Danzig und München in Architektur und Kunstgeschichte 1908–1913, durch seine Tätigkeit bei der preußischen Bauverwaltung in der Provinz Sachsen (dort war Robert Hiecke Provinzialkonservator, später bis 1945 der maßgebende und verehrte Denkmalpfleger in Deutschland) und 1918–1928 in Wiesbaden (1923/24 wurde er von der französischen Besatzungsmacht wie alle staatlichen Beamten ausgewiesen). 1928–1932 wurde seine Mitwirkung bei der Redaktion der staatlichen Bauzeitschriften des preußischen Finanzministeriums (Zeitschrift für Bauwesen, Zentralblatt der Bauverwaltung, Denkmalpflege und Heimatschutz) für seine spätere Tätigkeit in Sigmaringen maßgebend.

Dreiunddreißig Jahre lang, bis zu seinem 77. Lebensjahr, bis Juni 1967, hat Walter Genzmer die Kulturdenkmäler in Hohenzollern betreut, 1945 von der Landesdirektion für Kultus in Tübingen in seinem Amt bestätigt, das er auch nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst 1955 behielt. Wie selten ein Denkmalpfleger hat es Genzmer verstanden, eine historisch gewachsene Landschaft, hier die oberschwäbische, in ihrem Duktus herauszustellen und zu bewahren, soweit es die Kulturdenkmale und Ortsbilder betrifft, worin er allgemeine Anerkennung, wie etwa dadurch erhielt, daß ihm zum 70. Geburtstag das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen wurde.

Walter Genzmer hatte das für einen damaligen Denkmalpfleger unwahrscheinliche Glück, daß sein Dienstbereich nur aus den zwei Kreisen Sigmaringen und Hechingen bestand, und daß er sich ohne Hektik mit voller Gewissenhaftigkeit und mit der Unterstützung des Hohenzollerischen Landeskommunalverbandes und der staatlichen Denkmalpflege in Baden-Württemberg seiner Aufgabe widmen konnte.

Wissenschaftliche Grundlage für seine praktische Tätigkeit wurden die beiden von ihm herausgegebenen Bände der Kunstinventare der beiden Kreise (Hechingen 1939, Sigmaringen 1948, das erste in der Nachkriegszeit), Ergebnis seiner eingehenden Kenntnis des Gebietes und seiner Forschungen zu Einzelobjekten, die in zahlreichen Führern und

Aufsätzen in wissenschaftlichen Zeitschriften ihren Niederschlag fanden. Der Umfang der denkmalpflegerischen Mühen läßt sich kaum aufzählen, gibt es doch im ehemaligen Hohenzollern kaum eine Kirche, ein Schloß, wichtige Bürger- und Fachwerkhäuser – man spricht von über 100 Objekten, mehrfach auch über die Grenzen in Südwürttemberg hinausgehend –, die nicht seine Hand zeigen. Von größeren Instandsetzungen, die oft eine Rettung der Gebäude darstellen, seien ganz kurz die St. Annakirche und die Schloßkirche in Haigerloch, die Pfarrkirchen in Sigmaringen und die in Bingen, die ehemalige Klosterkirche in Wald genannt, aber auch der Versuch, der Klosterkirche in Beuron ihre ursprüngliche barocke Gestalt zurückzugeben. Über seine Dienstzeit hinaus blieb Walter Genzmer Berater des ehemaligen preußischen Königshauses für die Burg Hohenzollern. Kurze Zeit leitete er 1954/55 das Staatliche Hochbauamt Heilbronn, wobei er für die in seinem Dienstbereich liegende romanische Klosterkirche in Maulbronn durch Prof. Leistikow aus Kassel das große gotische Ostfenster entwerfen ließ, mit einem glücklichen Ergebnis im Sinne zisterziensischer Strenge.

Genzmer war ein geschätzter Mitarbeiter auf den Dienstbesprechungen der Denkmalpfleger des Landes, auch auf den jährlichen Tagungen der Deutschen Denkmalpfleger, daneben als Gast auf denen des Österreichischen Bundesdenkmalamtes. Schon 1935 wurde er in den Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes berufen (später Ehrenmitglied), für den er beliebte Studienfahrten zu Baudenkmalen bis in sein hohes Alter unternahm, für manche Teilnehmer noch heute unvergessen, wie er sich an die Orgeln der besichtigten Kirchen setzte und präludierte, oder bei den Tagungen des Bundes Cembalo-Konzerte gab. Genzmers Musikalität gehörte zu seinem Lebensbild. Sie öffnete vielen Partnern den Zugang zum Sinn der Denkmalpflege. Auch die Glocken waren ein wichtiges Gebiet, dem er sich zuwandte, so schon 1917 als junger Regierungsbaumeister, und wieder 1942, als er die Glockenlager in Hamburg besuchte, um durch eine Klassifizierung möglichst viele Glocken Hohenzollerns vor dem kriegsgeforderten Einschmel-

zen zu bewahren. 1946 ernannte ihn Kultusminister Heuß zum Mitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde.

Das lange Leben Walter Genzmers und die Dauer seiner Tätigkeit umfassen eine Spanne, die für uns heute fast unfaßbar ist, wenn wir sehen, daß er 1908 sein Abitur machte, daß er 1913 den Grad eines Diplomingenieurs machte,



Martin Hesselbacher †

Am 3. 6. 1983 ist Hauptkonservator i. R. Dipl.-Ing. Martin Hesselbacher im Alter von fast 75 Jahren gestorben.

Nicht ganz zehn Jahre des Ruhestandes waren ihm vergönnt – nicht ungetrübt von Krankheit, aber genossen in unge-trübter Freude am Leben, an seinen Kindern und Enkelkindern, an der Musik.

Über sein Wirken zu schreiben ist nicht möglich, ohne über den Menschen Martin Hesselbacher zu berichten. Zu eng war seine berufliche Tätigkeit mit seiner ganzen Person verbunden.

Seinem Einsatz ist die Erhaltung vieler Kulturdenkmäler in Südbaden zu verdanken; sie sind selbstverständliche Teile unserer Heimat geworden. Vergessen ist, daß ihnen einmal der Abbruch drohte – nur wenige wissen noch, was Martin Hesselbacher für sie getan hat. Was in der Erinnerung bleibt, ist sein menschliches Vorbild.

Als Hesselbacher 1956 zum Leiter der staatlichen Denkmalpflegebehörde in Südbaden ernannt wurde, hatte er nur zwei Vorgänger in diesem Amt gehabt. Durch die Grenze der französischen Besatzungszone vom Mutteramt Karlsruhe abgeschnitten, mußte im Land Baden, dem späteren Regierungsbezirk Freiburg, die Denkmalpflege neu aufgebaut werden. Der erste staatliche Denkmalpfleger, der Kunsthistoriker Hans Reinhold, kam noch aus dem engsten Kreis von Robert Hiecke, dem Konservator der Kunstdenkmäler Preußens. Seine

er als Königlich Preußischer Regierungsbauführer sich auf die Prüfung als Regierungsbaumeister vorbereitete, und daß bei der Ernennung dazu (er hatte als Bester des Jahres eine Prämie erhalten) der zuständige Minister in Berlin die Erwartung aussprach, daß er „Seiner Majestät dem Könige und Allerhöchst Dero Königl. Hause ferner treu und gehorsam“ sei.

Aufbauarbeit in Kriegszerstörung und Materialbewirtschaftung war kurz: als Opfer eines Kriegsleidens starb er schon 1951. Sein Nachfolger Joseph Schlippe war Stadtbaudirektor von Freiburg. Der Wiederaufbauplan der schwer getroffenen Stadt entstand unter seiner Leitung. Die Maxime des Wiederaufbaues: Konservierung der bedeutenden Baudenkmäler, Gestaltung des architektonischen Umfeldes in schlichter, anständiger, der Tradition verpflichteter Form war wohl auch die Maxime seiner Tätigkeit als Denkmalpfleger. Martin Hesselbacher, Sohn eines Pfarrers und Volksschriftstellers in Karlsruhe und Baden-Baden, kam aus einem anderen Kreis. Der Diplomingenieur und Regierungsbaumeister war zuletzt Leiter des staatlichen Klinikbau-büros in Freiburg. Mag ihm, nach dessen Plänen Kirchen, Privathäuser und öffentliche Einrichtungen gebaut worden waren, der Verzicht auf eigenes Planen und Bauen auch schwer geworden sein, seiner Vorstellung entsprach das Wirken in Denkmalpflege und Heimatschutz sicher mehr.

Schon seit 1949 als ehrenamtlicher Mitarbeiter in der Denkmalpflege tätig, stürzte er sich mit Feuereifer in seine neue Tätigkeit. Mit minutiöser Sorgfalt erarbeitete Bauaufnahmen wie die des Renaissance-Pavillons „Dagobertsturm“ in Baden-Baden oder der Klopf-säge in Frönd begleiteten seine ersten Aufsätze im Nachrichtenblatt der Kultur- und Heimatpflege, dem späteren Nachrichtenblatt der Denkmalpflege. Das Schriftenverzeichnis umfaßt über 40 solcher Aufsätze, deren Anzahl pro Jahr allerdings immer geringer wird. In Hesselbachers Amtszeit fiel ja die Entwicklung des Zwei-Mann-Büros zu einer ansehnlichen, wohlorganisierten Behörde mit der Vereinigung der vier selbständigen Ämter für Denkmalpflege zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ein Jahr vor seiner Pensionierung.

Das badische Denkmalschutzgesetz von 1949 mit seiner Betonung des Heimat- und Erziehungsgedankens (als Kulturdenkmale galten u. a. Werke, die der Allgemeinheit erhalten zu werden verdienen, „indem sie Gefühl und Gemüt zu beeindrucken und vorbildhaft oder sonst erzieherisch zu wirken vermö-

Die Erfahrungen so verschiedener Zeiten bis 1967 waren für die Partner oft sehr wertvoll, und es sei dem Verfasser dieser Zeilen erlaubt, der Walter Genzmer in Sigmaringen seit 1948 bis zu der Zeit in Maulbronn 1954 erlebt hat, auch für viele andere, für wertvolle Stunden zu danken.

Georg Sigmund Graf Adelman

gen“) entsprach ganz Hesselbachers Auffassung. Sein leidenschaftliches Auftreten bei Ortsterminen, seine ungezählten Vorträge sind noch heute im Gedächtnis vieler Gesprächspartner, hatten den Namen Hesselbacher zu einer Art Synonym für den Begriff Denkmalpflege in Südbaden gemacht. Daß dem Sinn und Zweck der Denkmalschutzbestimmungen jede schematische und rigorose Anwendung widerspricht, und daß die Tätigkeit des Denkmalpflegers darauf abgestimmt sein muß, die Beteiligten von der Notwendigkeit der Denkmalpflege zu überzeugen, wie es in den Vollzugsbestimmungen des badischen Denkmalschutzgesetzes heißt, das war für Hesselbacher eine Selbstverständlichkeit. Daß eine solche Auffassung die eigene Arbeitskraft bis an den Rand der Erschöpfung beanspruchte, war ihm klar. Dabei war er immer ein Lernender; neue Entwicklungen in der Denkmalpflege, Entdeckungen der Kunstgeschichte hat er mit Interesse verfolgt und in die Praxis seines wachsenden Amtes umgesetzt. Selbst die neue Wertschätzung der Bauten der „Gründerzeit“ konnte der in ganz anderen Anschauungen Ausgebildete nachvollziehen.

Über sein Wirken, über die Bedeutung der Orgeldenkmalspflege, die Grundlegung zum Freilichtmuseum Vogtsbauernhof, den Ensembleschutz, auch über die äußere Anerkennung seiner Tätigkeit: die erste Erinnerungsplakette des Regierungspräsidiums, den Heimatpreis Lahr, das Bundesverdienstkreuz, wurde in diesem Blatt schon berichtet (Hefte 1/72 und 4/78). Am Grabe Martin Hesselbachers hat sein Nachfolger dessen menschliches Vorbild so beschrieben:

„Bei aller Liebe zum Überkommenen auch das Neue sehen und fördern; wissen, daß Leben Veränderungen, auch schmerzliche Veränderungen bringt, und sie akzeptieren.“

Offen sein für Anderes, Neues und für andere Menschen. Verantwortung tragen für einen wachsenden Kreis von Mitarbeitern. Sie anleiten, führen, ohne Gängelung, ohne Kleinlichkeit, auch ohne jede Demütigung, ohne das Pochen auf den Vorgesetzten; führen allein durch das Beispiel: Das Beispiel

von absolutem Einsatz für eine Sache und das bescheidene Zurücktreten, wenn das Werk gelungen ist. Das Beispiel der Freude an den schönen Dingen, die es zu erhalten gilt, an den schönen Dingen des Lebens überhaupt. Das Beispiel von Toleranz, von Güte, von Menschenliebe zu denen, die zustimmen, und zu denen, die anderer Meinung sind.“ *Wolfgang E. Stopfel*



Bodo Cichy im Ruhestand

Mit Wirkung zum 1. Juli 1983 ist Hauptkonservator Dr. Bodo Cichy aus gesundheitlichen Gründen in den vorzeitigen Ruhestand versetzt worden. Da er über viele Jahre das Wirken und Ansehen der Denkmalpflege in Baden-Württemberg entscheidend mitgestaltet und geprägt hat, ist eine Würdigung seiner Persönlichkeit wie seiner Tätigkeit eine gern übernommene Einlösung einer Dankeschuld.

Bodo Cichy, der sich selbst als „Schwabe von echtem Schrot und Korn“ bezeichnet hat, ist von 1961 an für das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege in Stuttgart tätig gewesen. Vorangegangen waren eine langjährige Tätigkeit als Lektor und eine eigene schriftstellerische Wirksamkeit, die zu vielen Publikationen über Baukunst, Malerei und Plastik geführt hatte. Die ersten Arbeiten mit der Staatlichen Denkmalpflege waren die archäologisch wie historisch sehr ergiebigen Ausgrabungen in den Kirchen von Langenau/Alb-Donau-Kreis, Murrhardt/Reims-Murr-Kreis (Walterichskirche mit der Auffindung des mutmaßlichen Walterichsgrabes) und Brenz an der Brenz/Kreis Heidenheim; dazu kamen archäologische Untersuchungen am Römerkastell Heidenheim-Aquileia.

Im Jahr 1967 war Bodo Cichy ganz in den Dienst des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Stuttgart getreten und übernahm 1972, im Gründungsjahr des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, die Leitung der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege mitsamt

dem Fachgebiet Archäologie des Mittelalters. Als Konservator wie als Abteilungsleiter setzte sich Bodo Cichy über die gewiß umfangreich genug bemessene Tagesarbeit hinaus unermüdlich für die Belange der Denkmalpflege ein. An Stationen dieser umfassenden Tätigkeit seien nur auszugsweise genannt die Vorarbeit und Mitarbeit bei der Gründung des Landesdenkmalamtes, die fachlichen Gutachten zum baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz vom 25. Mai 1971, die konservatorische Betreuung herausragender Renovierungs- und Restaurierungsmaßnahmen (z. B. die Basilika in Ellwangen, die Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen, die Klosterkirche in Neresheim, die Stiftskirche in Herrenberg) und die Maßnahmen zur Rettung und beispielhaften Umnutzung „todkranker Patienten“ wie des „Predigers“ in Schwäbisch Gmünd. Wie sehr Bodo Cichy auch im praktischen Teil der denkmalpflegerischen Arbeit neue Gedanken faßte und verwirklichte, zeigt sich in der von ihm betriebenen Anschaffung des amtseigenen Stahlrohrgerüsts; dieses Gerüst wurde jeweils dorthin ausgeliehen, wo eine lange Gerüststandzeit und somit auch eine hohe Gerüstmiete zu erwarten war – die unentgeltliche Bereitstellung des Gerüsts bedeutete eine willkommene finanzielle Entlastung vieler Denkmaleigentümer.

Es ist fast überflüssig zu sagen, daß sich zu den geschilderten Tätigkeiten noch ein gerütteltes Maß an Verwaltungsarbeit gesellte. Aber damit nicht genug, übernahm Bodo Cichy im Jahr 1972 die Redaktion des neuen „Nachrichtenblattes der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, für das er viele Beiträge verfaßte. Wenn er bei Verhandlungen oder Vorträgen wie auch im Gespräch seinen Zuhörern seine Gedanken durch ganz persönliche Wortwahl, packende Formulierungen, ausführliche Begründungen, mitunter in fast barocker Breite und Farbigkeit, trefflich und treffsicher nahezubringen wußte, so gilt das entsprechend auch für seine Artikel im Nachrichtenblatt: Engagiert und leidenschaftlich setzte er sich für die Aufgaben der Institution Denkmalschutz und Denkmalpflege ein, machte auf Sorgen und Nöte (vor allem finanzieller Art!) aufmerksam und zeigte die vielfältigen Gefahren für das anvertraute Schutzgut der Kulturdenkmale unseres Landes auf. Wie er es selbst formuliert hatte im ersten Heft des neuen Nachrichtenblattes, so wurde dieses durch seine bestimmende Tätigkeit ein „lebendiger Mittler zwischen den Denkmalpflegern des Landes und all denen, die an der denkmalpflegerischen Arbeit und an den Geschicken unseres kulturellen Erbes... Anteil nehmen wollen“.

Wenn Bodo Cichy nunmehr seinen Ruhestand angetreten hat, so begleiten ihn die besten Wünsche seiner Kollegen und der aufrichtige Dank des Landesdenkmalamtes. *Karl Heinrich Koepf*



Eberhard Grunsky

Leiter der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege

Hauptkonservator Dr. Eberhard Grunsky, der bisherige Leiter des Referates Inventarisierung, wurde am 1. August 1983 zum Leiter der Abteilung I, Bau- und Kunstdenkmalpflege, des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg bestellt.

Eberhard Grunsky wurde 1941 in Berlin geboren, seine Schulzeit verbrachte er in Trossingen, Rottweil, Mainz und Würzburg. Er studierte an den Universitäten Würzburg, Bonn und Tübingen Kunstgeschichte, Geschichte und Archäologie. Mit seiner Arbeit über doppelgeschossige Johanniterkirchen und verwandte Bauten aus dem Bereich mittelalterlicher Spitalarchitektur promovierte Grunsky 1969 bei Professor Günter Bandmann in Tübingen. Anschließend bearbeitete er den Verwaltungsbezirk Braunschweig für die Neuedition des Dehio-Handbuchs deutscher Kulturdenkmäler, Band Bremen und Niedersachsen. Von 1971 bis 1978 war Eberhard Grunsky beim Landeskonservator Rheinland als Gebietsreferent tätig. Denkmalpflegerische Problemfälle in den rheinischen Großstädten führten in dieser Zeit zur intensiven Beschäftigung mit Einzelfragen zur Geschichte der Profanarchitektur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die in mehreren Publikationen ihren Niederschlag fand.

Im Sommer 1978 wechselte Eberhard Grunsky zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Als Gebietsreferent an der Außenstelle Tübingen betreute er die Kreise Biberach und Ravensburg. 1980 übernahm er in Stuttgart die Leitung des Referates Inventarisierung und damit die Verantwortung für einige von der Öffentlichkeit sehr aufmerksam und kritisch beobachtete Bereiche: angefangen von der Erfassung der Kulturdenkmale in Listen, der Aufnahme historisch bedeutender Ortskerne im sog. Ortskernatlas, über die „klassische“ Inventarisierung bis hin zu Einzelgutachten über die Denkmalwürdigkeit „umstrittener“ Kulturdenkmale.

Die Erfahrungen aus diesen vielfältigen Aufgaben, die auch eine sehr präzise Art des Denkens und Formulierens, die Fähigkeit durch klare Argumente zu überzeugen und die Gabe erfordern, dem Gesprächspartner zuhören zu können, prädestinieren Eberhard Grunsky für seine Tätigkeit als Leiter der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege, für die ihm ebenfalls seine langjährige Er-

fahrung als „Praktiker“ und sein Überblick über die Denkmallandschaft – über die Grenzen des Landes hinaus – zugute kommen.

Als vordringliche Aufgabe für die nächste Zukunft sieht Grunsky, dafür zu sorgen, daß der durch die Novellierung des Denkmalschutzgesetzes zu erwartende vergrößerte Umfang der Verwal-

tungsaufgaben des Landesdenkmalamtes nicht zu Lasten fachlich kompetenter Betreuung der Bau- und Kunstdenkmale wahrgenommen werden muß. Beim Auftrag, das vom Gesetzgeber durch neue Regelungen der Zuständigkeiten gewünschte größere Maß an Bürgernähe zu realisieren, wird die Qualität der Beratung durch die Fachbehörde eine wichtige Rolle spielen.

Buchbesprechungen

Rainer Slotta: Einführung in die Industriearchäologie. *Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1982, 201 S. und 80 Tafeln mit 134 Abb.*

Das Interesse an der Erhaltung von Denkmalen der Industriegeschichte ist im Laufe der letzten zehn bis fünfzehn Jahre erstaunlich gewachsen. In einer großen Zahl von Publikationen haben Wissenschaftler verschiedener Disziplinen dazu beigetragen, den Gegenstand dieses Interesses zu erforschen. Historiker, Ingenieure, Architekten, Archäologen, Geographen, Kunsthistoriker und Volkskundler haben sich mit der materiellen Hinterlassenschaft der gewerblichen Produktion, der Kommunikation und der Versorgung befaßt. Für die von sehr unterschiedlichen Ansatzpunkten ausgehende wissenschaftliche Beschäftigung mit den „technischen Denkmälern“ hat sich inzwischen der Begriff „Industriearchäologie“ eingebürgert. Da es für dieses Arbeitsgebiet eine „Fülle von unterschiedlichen Begriffserklärungen, von unterschiedlichem Verständnis der Wissenschaftsdisziplin und von einem eigentlich kaum noch zu überbietenden ‚Wirrwarr‘ von Meinungen und Strömungen innerhalb der Auffassungen“ gibt (Slotta, S. 170), ist eine zusammenfassende Übersicht eine wichtige Orientierungshilfe. Mit dem Kunsthistoriker Rainer Slotta vom Deutschen Bergbau-Museum in Bochum konnte die Wissenschaftliche Buchgesellschaft für diese Aufgabe einen Verfasser gewinnen, der durch seine dreibändige Publikation „Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland“ und durch zahlreiche Beiträge in Fachzeitschriften als besonders kompetent ausgewiesen ist.

Mit der Definition als „systematische Erforschung aller dinglichen Quellen jeglicher industriellen Vergangenheit von der Prähistorie bis zur Gegenwart“ (S. 1) weist Slotta der Industriearchäologie ein sehr weites Aufgabenfeld zu. Glücklicherweise ist er aber nicht der naheliegenden Versuchung erlegen, eine Blütenlese von attraktiven Beispielen möglichst vieler Denkmale der verschiedenen Industriebereiche zu präsentie-

ren. Arbeitsweise und wissenschaftlicher Ertrag der Industriearchäologie werden fast ausschließlich an Denkmalen des Montanbereiches erläutert. Die Entscheidung zu dieser Beschränkung wird vom Verfasser im Vorwort überzeugend begründet. Eine eng gefaßte Auswahl ermöglicht es, einzelne Objekte und ihre Analyse als historische Quellen ausführlich darzustellen. Der zeitliche Rahmen ist durch Beispiele von neolithischen Feuersteingruben bis zu Zechen aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg abgesteckt.

Slotta hat seine „Einführung“ in drei große Abschnitte gegliedert. Im ersten, umfangreichsten Teil des Buches (er umfaßt 146 Seiten) zeigt der Verfasser in zehn Kapiteln, welche vielfältigen Voraussetzungen und welche unterschiedlichen Bedingungen zur Entstehung eines „technischen Denkmals“ beigetragen haben und wie es durch methodisches Befragen als Informationsträger für die jeweilige historische Situation seiner Entstehungszeit erschlossen werden kann. An exemplarischen Fällen vergegenwärtigt Slotta, daß die Industriearchäologie als interdisziplinäres Forschungsgebiet sich keineswegs darauf beschränkt, „technische Denkmäler“ lediglich als Zeugnisse der Technikgeschichte zu untersuchen. „Technische Denkmäler“ werden auch als Informationsträger für Wirtschafts-, Sozial- und Kunstgeschichte vorgestellt; es wird gezeigt, wie der jeweilige Entwicklungsstand der medizinisch-hygienischen Verhältnisse, religiöser Anschauungen, gesetzlicher Vorschriften und wie natürliche Voraussetzungen (z. B. geologische und klimatische) auf die spezifische Ausbildung des einzelnen Denkmals eingewirkt haben können. Aus der Vielfalt der Bedeutungsschichten und aus der Summe der Denkmale kann die industriearchäologische Forschung somit ein umfassendes Bild von der Geschichte der industriellen Entwicklung entwerfen. Die von Slotta in ihrer großen Bandbreite exemplifizierte Aufgabenstellung der Industriearchäologie läßt sich durch ein Zitat aus Walter Benjamins Passagen-Werk definieren: Nicht lediglich der Kausalzusammenhang zwischen Wirtschaft und Kul-

tur ist darzustellen. Vielmehr „kommt es auf den Ausdruckszusammenhang an. Nicht die wirtschaftliche Entstehung der Kultur, sondern der Ausdruck der Wirtschaft in der Kultur ist darzustellen“. Zumindest für das 19. Jahrhundert kann, Benjamin paraphrasierend, gesagt werden, daß es sich um den Versuch handelt, einen wirtschaftlichen Prozeß als anschauliches Urphänomen zu erfassen, aus welchem alle Lebenserscheinungen der Industrie hervorgehen (W. Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. V. 1, Frankfurt 1982, S. 573 f.).

Im zweiten Teil des Buches werden Geschichte und Selbstverständnis der Industriearchäologie referiert. Der Verfasser macht deutlich, daß die Industriearchäologie im Laufe ihrer noch jungen Geschichte die entscheidenden Impulse dem Interesse an der Erhaltung „technischer Denkmäler“ verdankt. Obwohl es seit den Anfängen der staatlich organisierten Denkmalpflege in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Ansätze gibt, die dinglichen Quellen der Technik- und Industriegeschichte zu erforschen und zu erhalten, gilt Großbritannien „heute mit vollem Recht als das Mutterland der Industriearchäologie, da Mitte der fünfziger Jahre von dort die wesentlichen Ausstrahlungen ausgingen“ (S. 151). Die Erforschung der „technischen Denkmäler“ hatte bis in die jüngste Vergangenheit fast ausschließlich und hat heute noch vornehmlich den Zweck, deren historische Bedeutung vermitteln zu können, um dadurch in der Öffentlichkeit ausreichende Resonanz für ihre Erhaltung zu finden. Die Industriearchäologie ist – wesentlich ausgeprägter als zum Beispiel die Kunstgeschichte – in erster Linie als Denkmalforschung zu verstehen (wenn man davon ausgeht, daß der Begriff Denkmal u. a. durch das Interesse an der Erhaltung definiert ist).

Slottas Überblick über die Diskussion der Spezialisten zum Selbstverständnis der Industriearchäologie läßt daran zweifeln, ob sie sich tatsächlich zur eigenständigen Wissenschaftsdisziplin entwickelt hat bzw. ob eine solche Entwicklung sinnvoll wäre. Die Bezeichnung als „interdisziplinäre Wissen-

schaftsdisziplin“ ist für das Selbstverständnis wohl bezeichnend. Die verschiedenen Versuche, Industriearchäologie als eigenständiges akademisches Fach zu definieren, können getrost vernachlässigt werden. Gerade die vom Verfasser an Beispielen eindrucksvoll dargestellte Pluralität der von sehr unterschiedlichen fachlichen Voraussetzungen ausgehenden Fragestellungen hat die Erforschung der „technischen Denkmäler“ außerordentlich fruchtbar gemacht.

Im letzten Abschnitt des Buches werden mit Fragen der Inventarisierung und Erhaltung „technischer Denkmäler“ Arbeitsgebiete der Denkmalpflege behandelt. Das Problem, zwischen Denkmal und Nichtdenkmal abzugrenzen, wird dabei besonders deutlich. Wer sich in diesem Teil eine Hilfestellung der Industriearchäologie für die Denkmalpflege erhofft, wird enttäuscht. Nach Slotta ist jede industrielle, „technische“ Leistung, jede Dampfmaschine, jeder Wasserturm, jede Brücke, jeder Leuchtturm, jede Werkbank als „technisches Denkmal“ anzusprechen (S. 175). Aufgabe der Inventarisierung sei es, den gesamten Bestand an so definierten Denkmalen aufzunehmen. Aus diesem großen Kreis der Denkmale sei dann eine Auswahl tatsächlich zu erhaltender zu selektieren. Während Slotta auf S. 177 vorschlägt, dafür den Gesamtbestand nach Qualitätsunterschieden in Objekte von „regionaler“, „überregionaler“, „nationaler“ und „internationaler“ Bedeutung zu klassifizieren, stellt er auf S. 178 den Denkmalpflegern die Aufgabe, sich auch für die Erhaltung der durch „Klassifizierung bedrohten Objekte“ einzusetzen. Zwar verstehe es sich einerseits von selbst, „daß man versuchen muß, so viele Denkmäler wie möglich zu pflegen, um nicht am Schluß erkennen zu müssen, daß man keines der Nachwelt erhalten hat“, andererseits aber könne man „aus naheliegenden Gründen nicht alle vorhandenen technischen Denkmäler erhalten“, deshalb müsse „notwendigerweise eine sinnvolle Auswahl getroffen werden, und zwar in der Weise, daß von jedem signifikanten Objekttypus wenigstens ein Denkmal geschützt wird“ (S. 177).

Zwischen „technischen Denkmälern“ und „Kunstdenkmälern“ eindeutig zu unterscheiden, mag für die Industriearchäologie dann notwendig sein, wenn sie sich als eigenständige Disziplin etablieren und deshalb ihr Forschungsfeld von dem anderer Wissenschaften abgrenzen möchte. Die Denkmalpflege aber steht keineswegs „manchmal vor der schwierigen Entscheidung, festlegen zu müssen, welchem Bereich ein Denkmal zuzurechnen ist“ (S. 179). Aus der Definition der Kulturdenkmale z. B. im baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz als „Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtli-

chen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“, läßt sich auch gewiß nicht ablesen, daß in den Begriffsbestimmungen der deutschen Denkmalschutzgesetze „die sogenannten ‚Kunstdenkmäler‘ bevorzugt behandelt werden“ (S. 174). Die zitierte gesetzliche Definition des Begriffes Kulturdenkmal berücksichtigt uneingeschränkt die von Slotta im ersten Teil des Buches herausgearbeitete meist vielschichtige Bedeutung der „technischen Denkmäler“. Jeder Versuch, die Gesamtheit der Kulturdenkmale in abgegrenzte Gruppen zu unterteilen (Kunstdenkmale, technische Denkmale, Geschichtsdenkmale, volkskundliche Denkmale usw.), ist in Relation zur gesetzlichen Regelung ein Rückschritt.

Da sich zur Bezeichnung des Forschungsgebietes die Übersetzung des englischen Begriffes „Industrial Archaeology“ (Slotta, S. VII: „nicht gerade glücklich gewählt – zumindest in der deutschen Übersetzung“) durchgesetzt hat, ist es erstaunlich, daß zur Bezeichnung des Forschungsgegenstandes nicht auch der englische Begriff „Industrial Monument“ übernommen wurde. Die inzwischen fest eingebürgerte Benennung „aller dinglichen Quellen jeglicher industriellen Vergangenheit“ als „technische Denkmäler“ ist offensichtlich unpräzise und mißverständlich. Das von Slotta abgebildete Gebäude der Bergwerksdirektion in Saarbrücken z. B. oder historische Arbeitersiedlungen sind ohne Zweifel wichtige Denkmale der Industriegeschichte, warum sie aber „technische Denkmäler“ sein sollen, bleibt unverständlich. Der Begriff „technisches Denkmal“ setzt doch wohl voraus, daß das betreffende Objekt zumindest auch ein Dokument der Technikgeschichte ist. Georg Mörsch hat bereits 1973 bei der Jahrestagung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland darauf aufmerksam gemacht, „daß jeder Artefakt über die Situation der Technik seiner Entstehungszeit und seiner Benutzungszeit Auskunft gibt“ (Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 7, Denkmalpflege im rheinischen Ballungsraum, Bonn 1974, S. 111), ebenso wie wohl jede Maschine mehr oder weniger deutlich die gestalterischen Möglichkeiten ihrer Entstehungszeit anschaulich macht. Daraus kann freilich nicht gefolgert werden, daß es sinnvoll ist, jedes „Artefakt“ als „technisches Denkmal“ zum Gegenstand industriearchäologischer Forschung zu machen oder jede Maschine unter kunsthistorischen Aspekten zu untersuchen.

Im Unterschied zum Begriff „technisches Denkmal“, der auf die Fragestellung verweist, unter der ein Objekt untersucht wird, bezeichnet der Begriff „Industrial Monument“ den Untersuchungsgegenstand, den die Industriearchäologie unter den von Slotta dargestellten, sehr vielfältigen Fragestellungen (technik-, wirtschafts-, sozial-,

kunstgeschichtlichen usw.) erforscht. Die Verwendung des Begriffes „Industrial Monument“ macht unmittelbar einsichtig, daß eine Abgrenzung von den „Kunstdenkmälern“ nicht sinnvoll ist.

Inkonsequenzen und Unklarheiten im letzten Abschnitt des Buches hätten wohl vermieden werden können, wenn der Verfasser, vergleichbar der objektbezogenen Darstellung im ersten Teil, sich enger an den konkreten Bedingungen denkmalpflegerischer Arbeit orientiert hätte.

Die geschichtliche Entwicklung der Denkmalpflege in Gegnerschaft zu den baulichen Auswirkungen der Industrialisierung ist neben der Ausbildung der Denkmalpfleger als Architekten oder Kunsthistoriker ein wichtiger Grund dafür, daß die Erhaltung von Industriedenkmalen bis vor kurzem allenfalls in wenigen Ausnahmefällen angestrebt wurde. Die Kritik an Slottas Bemerkungen zu denkmalpflegerischen Fragen sollte nicht verdecken, daß die systematische Erfassung und die Erhaltung von Industriedenkmalen ein Aufgabengebiet ist, das von der Denkmalpflege noch sehr unzureichend bearbeitet wird. Diese Vernachlässigung von Denkmalgattungen, die zum Verständnis unserer Geschichte außerordentlich wichtig sind, kann nur dann überwunden werden, wenn sich Denkmalpfleger intensiver mit den Methoden und Ergebnissen der industriearchäologischen Forschung auseinandersetzen. Seinem Titel gemäß ist Slottas Buch dafür eine gute Einführung, die den Blick für eine kritische Auseinandersetzung mit den Zeugnissen der Industriegeschichte schärft.

Eberhard Grunsky

*

Paul Hofer, Beat Gassner, Janine Mathez und Bernhard Furrer: Der Kellerplan der Berner Altstadt. Aufnahme eines Stadtplanes auf Kellerniveau. Schriften der Historisch-Antiquarischen Kommission der Stadt Bern 4, 1982, 52 S., 24 Abb., 1 Faltpflan.

Mit der zu besprechenden Arbeit wird ein erster Extrakt der Erfassung und Untersuchung der Keller in der Berner Altstadt vorgelegt, die unter Anleitung und nach Vorarbeiten von P. Hofer in den Jahren 1978 bis 1980 durchgeführt wurde. Dabei werden vorwiegend grundsätzliche und methodische Fragen anhand des Beispiels Bern vorgetragen; die Erträge für die speziell bernische Stadtgeschichte sollen in einer späteren Gesamtdarstellung publiziert werden.

Die Arbeit ist nach drei Themen gegliedert. Am Beginn legt P. Hofer mit einem Kapitel über den Kellerstadtplan als Quelle der Stadtgeschichte das Fundament für die nachfolgenden Ausführungen. Hierbei verweist er eindringlich auf die Bedeutung der Keller als unter der Erde liegender Teil der Bau- und Stadtgeschichte, in dem vielfach noch

Zustände erhalten sind, die oberirdisch durch zahlreiche Veränderungen allenfalls noch zu erahnen, aber kaum zu belegen sind. Selbst wenn man die etwas überzogene und durch Detailuntersuchungen leicht zu widerlegende Ansicht, die Keller seien stets die ältesten Teile eines Hauses, nicht teilt, bleibt die hier vorgetragene Methode doch ein wertvolles Hilfsmittel, um neue Aussagen sowohl zur mittelalterlichen Stadtplanung und -entwicklung als auch zur Baugeschichte einzelner Gebäude zu gewinnen, die über das mit anderen Mitteln zu Erreichende hinausführt. Dagegen kann man der Forderung nach flächendeckender Untersuchung mit gründlicher Analyse jedes einzelnen Objekts unter Anlage einer Art von „Kellergrundbuch“ nur zustimmen. Besser wäre es freilich, dieser Teil historischer Bausubstanz fände angemessenen Raum in den jeweiligen Denkmalinventaren.

Im zweiten Abschnitt geben B. Gassner und J. Mathez einen „Bericht über die Aufnahme des Kellerplans der Berner Altstadt“. Die Autoren verstehen ihre Arbeit als Teil der Bemühungen um die Erfassung der baulichen Topographie der Altstadt, wobei auch hier ziemlich pauschal angenommen wird, bei den Kellern handele es sich um die in der Regel ältesten Bauteile. Insgesamt wurden 750 Häuser mit 1900 Kellern erfaßt. Dabei wurde für jeden einzelnen Keller ein Dossier angelegt, in dem Details, Maße, historische Notizen, Fotos usw. festgehalten wurden. Daraus ergibt sich ein Gesamtplan, in dem wiederum die wichtigsten Hauptmerkmale der einzelnen Keller zusammengefaßt sind. Ebenso wichtig sind die Schnitte entlang der Hauptgassen, die Aufschlüsse über den Niveauverlauf zur Bauzeit geben können.

Das als Abb. 16, S. 35 abgebildete Inventarblatt eines Kellers gibt Auskunft über die jeweils erhobenen Daten, wobei vor allem die Zeichnungen auffälliger Details für die spätere, umfassende Auswertung von Nutzen sein werden. Das Formular erscheint durchdacht, wenn auch etwas knapp, wobei man vor allem Hinweise zur Datierung des jeweiligen Kellers vermißt. Zum Methodischen geben die Autoren freimütig Auskunft, vor allem über ihre Schwierigkeiten bezüglich der Erhebung und Verknüpfung der Maße, die wohl jeder bestätigen wird, der ähnliches selbst versucht hat. Hier wird man sich auf absehbare Zeit mit Näherungswerten begnügen müssen, will man nicht einen unverhältnismäßig hohen Aufwand treiben.

Für eine mögliche Auswertung werden erste Hinweise gegeben, wobei bei einer Stadt wie Bern, die im wesentlichen unzerstört die Zeiten überdauert hat, keine spektakulären Ergebnisse zu erwarten sind. Etwas breiteren Raum nimmt der Versuch ein, das „zähringische Hofstätensystem“ anhand des Kellerplanes zu

verifizieren. Auch hier gibt es noch keine schlüssige Antwort, sie kann erst der systematische Vergleich mehrerer Zähringerstädte sowie einiger anderer Orte, die im selben Zeitraum gegründet wurden, bringen.

Der von B. Furrer bearbeitete dritte Teil über den „Kellerplan in der denkmalpflegerischen Praxis“ macht uns verständlicherweise besonders neugierig. Das für jeden Keller angelegte Bewertungsblatt dient als Grundlage für die denkmalpflegerische Arbeit und soll zusammen mit einem Plan aller erhaltenswerten Altstadt Keller in eine kantonale Verordnung zum Schutze der Keller einmünden. Damit wären für Denkmalpfleger, Baubehörden und Eigentümer klare Verhältnisse geschaffen, die die Möglichkeit konsequenter Erhaltungsarbeit bieten.

Das vorgelegte Werk bringt trotz seiner Vorläufigkeit eine Fülle von Material für alle an der Erforschung und Erhaltung mittelalterlicher Städte Beteiligten. Deshalb bleibt zu wünschen, daß diese Arbeit auch hierzulande, wo wir ähnliche historische Strukturen haben, Nachahmer findet. Dies gilt vor allem für die zahlreichen Orte unseres Landes, die im Laufe ihrer Geschichte durch Kriege und ähnliche Katastrophen zum Teil erhebliche Strukturänderungen erlebt haben, und wo zur Zeit durch großflächige „Sanierungen“ mit ihren tiefgreifenden Eingriffen in Stadtstruktur und historische Substanz im weitesten Sinne Erkenntnismöglichkeiten zur Stadt- und damit Landesgeschichte in einem bisher nicht gekannten Ausmaß zerstört werden. Die vereinzelt, vergleichbaren Ansätze zur Erfassung, wie sie in Marbach a. N., Freiburg, Schiltach oder Ladenburg versucht wurden, können nur mit dem berühmten Tropfen auf dem heißen Stein verglichen werden. *Dietrich Lutz*

*

Inge und Gustav Schöck: Häuser und Landschaften in Baden-Württemberg. Tradition und Wandel ländlicher Baukultur. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1982. 160 S., zahlr. Abb.

Das im vergangenen Jahr erschienene Buch der beiden Volkskundler Inge und Gustav Schöck will erstmals eine zusammenfassende Darstellung der ländlichen Baukultur Baden-Württembergs geben. Den beiden Autoren kommt es dabei besonders darauf an, wie sie in ihrem Vorwort schreiben, das Historische als Prozeß zur Gegenwart hin deutlich werden zu lassen. In diesem Zusammenhang betonen sie, daß Wandel immer stattgefunden hat und Häuser von ihren Bewohnern auch in der Vergangenheit stets den sich ändernden Gegebenheiten und Bedürfnissen angepaßt wurden. Leider wird der Aspekt des Wandels, der ja auch durch den Untertitel des Buches „Tradition und Wandel ländlicher Baukultur“ hervorgehoben wird, nur eingeschränkt be-

rücksichtigt, und zwar hinsichtlich der Entwicklung der verschiedenen Haustypen. Man vermißt instruktive Beispiele, wie ein Haus im Laufe der Jahrhunderte den sich wandelnden Bedürfnissen angepaßt wurde.

Das Basismaterial für die Publikation lieferten neben der Aufarbeitung der wichtigsten Literatur viele Überprüfungsfahrten durch das Land. Die Verfasser verkennen nicht, und dies wird auch in der Auswahl der vorgestellten Häuser und Haustypen deutlich, daß die einzelnen Regionen des Landes Baden-Württemberg von der hauskundlichen Forschung bisher in unterschiedlicher Intensität aufgearbeitet sind. Diese qualitativen und quantitativen Unterschiede suchen die Autoren auszugleichen.

In einer *Einführung in die ländliche Baukultur* lehnen die Verfasser zunächst – durchaus legitim und begründet – den Begriff der „Hauslandschaft“ ab und ziehen in der Folge dem gefügkundlichen einen mehr geographischen Ansatz vor, der sich an den Kategorien Wohnen, Arbeiten und Wirtschaften und an sozialgeschichtlichen Kriterien – bei letzteren wäre eine stärkere Herausarbeitung wünschenswert gewesen – orientiert. Dieser Ansatz ermöglicht es, die in manchen Publikationen im Vordergrund stehende Suche nach den Urformen bestimmter Haus- und Gehöfttypen, die ja schließlich eine sog. Hauslandschaft erst definieren, zugunsten einer stärkeren Berücksichtigung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Faktoren zu vernachlässigen.

Im Rahmen eines Definitionsversuchs dessen, was unter ländlicher Baukultur zu verstehen ist, legen die Autoren besonderes Gewicht auf die „bauliche Grundausrüstung ländlicher Gemeinden“. Darunter sind Baulichkeiten zu verstehen, die der rechtlichen bzw. staatlichen Verwaltung dienen, der geistlichen Versorgung und der land- und hauswirtschaftlichen Zentralversorgung, wie auch Einrichtungen für Freizeit und Kommunikation. Ein Charakteristikum des alten Ortsbildes ist/war die Existenz von funktionalen Einrichtungen dieser Art. Ja man könnte sogar noch weitergehen und sagen: erst diese funktionalen Institutionen machen aus einer bloßen Ansiedlung von Menschen ein Dorf, in dem eine gewisse Organisation oder auch Ordnung besteht, in dem Kommunikation und soziale Interaktionen stattfinden, in dem ganz einfach Menschen eine bestimmte Art des Zusammenlebens entwickelt haben.

An Faktoren, die die ländliche Baukultur beeinflusst haben bzw. zu ihren regional unterschiedlichen Ausprägungen geführt haben, werden Herkunft und Ausbildung der Handwerker, von der Obrigkeit erlassene Bauordnungen, hochschichtige Vorbilder, aber auch die Suche nach eigenständigen Lösungen namhaft gemacht. Wesentlich wirkten

sich aber auch die naturräumliche Gliederung, d. h. auch die Verfügbarkeit von Materialien in der näheren Umgebung, und nicht zuletzt die Wirtschaftsweise der betreffenden Region aus.

Das nächste Kapitel stellt kurz, in der Terminologie an die Siedlungsgeographie angelehnt, die *Haustypen in Baden-Württemberg* vor. Aus einer Urform, dem unregelmäßigen Haufengehöft, haben sich durch Reduktion und Funktionszusammenlegung sämtliche heute vorkommenden Haus- und Gehöftformen entwickelt, auch die verschiedenen Einhaustypen. Da die gebrauchte Nomenklatur mit einem Begriff zuweilen sehr unterschiedliche Anlagen – vor allem hinsichtlich der Größe – bezeichnet, werden zum Zwecke einer deutlicheren Unterscheidung landschaftliche und sozioökonomische Elemente herangezogen.

Kulturlandschaft, die vom Menschen gestaltete und geprägte Naturlandschaft, ist der zentrale Begriff, der hinter dem Kapitel über *Landschaft, Geschichte und Siedlungsbild* steht. Es soll zeigen, welche Faktoren zur Ausprägung der jeweiligen Kulturlandschaft beigetragen haben und setzt folgerichtig mit einem Abriss der Siedlungsgeschichte seit der Landnahmezeit ein, wobei die für die jeweilige Siedlungsperiode typischen Siedlungsformen vorgestellt werden. Unterschiedliches Erbrecht, wirtschaftliche und agrarsoziale Voraussetzungen und Wandlungen, territoriale Zugehörigkeit und rechtliche Vorschriften setzten weitere Akzente in der Entwicklung von Kulturlandschaft und Siedlungsbild, ließen Einzel- und Gruppensiedlungen verschiedener Art mit ihren Übergangs- und Zwischenformen entstehen, waren mitverantwortlich für die Ausbildung der regional differenzierten Hausformen.

Bevor sich die Autoren dem zentralen Anliegen ihres Buches widmen, der Beschreibung der Haustypen in den verschiedenen Regionen Baden-Württembergs, schieben sie ein Kapitel über *Öffentliche Bauten – Funktion und Repräsentation* ein. Hier werden in einem landesweiten Überblick die öffentlichen und Gemeinschaftsbauten – einige Kapitel vorher als bauliche Grundausstattung bezeichnet – charakterisiert, die das Erscheinungsbild unserer Dörfer prägen und zum Teil auch heute noch prägen. Die Spannweite reicht dabei von so repräsentativen Bauten wie dem Amtshaus – einer Nahtstelle zwischen städtischem und ländlichem Bauen – und dem Rathaus über Pfarrhaus, Zehntscheuer und herrschaftliche Keller, über Schafhaus, Mühle und Wirtshaus bis hin zu den kleineren Funktionsbauten wie dem Gemeindebackhaus, den Brechhütten oder Darren, den Brunnenstuben und -häuschen, den Waaghäuschen, den Milchsammelstellen und Schutzhütten. Die meisten dieser Baulichkeiten, insbesondere die gemeindeeigenen und genossenschaftli-

chen, waren für die Dorfbewohner über ihre Funktion hinaus von wesentlicher Bedeutung: sie waren häufig Zentren des gesellschaftlichen Lebens, Treffpunkt und Kommunikationsort, und damit nicht zu unterschätzender Bestandteil des dörflichen Lebens, der Lebensqualität. Diesen Aspekt hätten die Autoren m. E. deutlicher ansprechen können.

Die naturräumliche Gliederung des Landes Baden-Württemberg ist Kriterium für die Unterteilung des Hauptkapitels über *Häuser und Landschaften* in zwölf Regionen. Für jede Region werden zunächst jene Faktoren dargestellt, die für ihr Hausformengefüge prägend wurden, die sich in ihren Häusern konkretisieren. Es handelt sich dabei im wesentlichen um die oben bereits angesprochenen Faktoren, wobei hier und da natürlich auch andere Gesichtspunkte zum Tragen kamen. Die zum Teil detaillierten Beschreibungen der Haustypen werden durch zahlreiche Abbildungen illustriert, zuweilen auch durch sinnvolle Detailaufnahmen. Das weite Feld, das sich die Autoren vorgenommen haben, kann entschuldigen, daß die Beschreibung sich nicht immer von der Oberfläche lösen kann.

Auch hätte mancher Leser zusätzlich zur Beschreibung der Haustypen auch gerne etwas mehr über die Leute erfahren, die in den Häusern gewohnt haben, über ihre Lebensumstände, ihren Alltag. Waren die Bewohner eines Hauses sozial immer gleichgestellt? Wie steht es mit der Sozialstruktur der Häuser?

Es verwundert einigermaßen, daß die Autoren die soziale Gliederung im Haus so wenig berücksichtigen, sie nicht einmal explizit ansprechen, und auch die Raum- und Funktionsstruktur der Häuser (hier wären einige Hausgrundrisse hilfreich gewesen) häufig nur in reduzierter Form erläutern, haben sie es sich doch erklärtermaßen zum Ziel gesetzt, das Wirtschaften und Wohnen in den Häusern in den Vordergrund zu stellen. Mit diesem Ansatz drängen sie dazu noch bewußt die handwerklich-technische Seite der Gebäude, das Hausgerüst, die Baustruktur zurück. Da bleibt nun die Frage, was vom Haus eigentlich noch übrigbleibt, wenn man das eine nicht will und das andere – infolge fehlender Vorarbeiten? – nicht kann.

Hinsichtlich der reichen Bebilderung (durchweg von guter Qualität), darunter viele Farbwiedergaben, ist anzumerken – aber dies mag ein subjektiver Eindruck sein – daß manches Bild entbehrlich scheint, während an anderer Stelle eine Abbildung vermißt wird. Auch kommt es vor, daß im Text auf Abbildungen verwiesen wird, die es nicht gibt.

Angenehm fällt auf, daß die Autoren sich nicht auf die schönen und repräsentativen Bauten stürzen, obwohl sol-

che natürlich vorgestellt werden, sondern sich auch den Gesichtspunkten Wirtschaften und mittel- und unterschichtiges Wohnen – unter der oben angesprochenen Einschränkung – zuwenden, wobei gerade derartige Objekte vom Veränderungsdruck des 19. und 20. Jahrhunderts besonders betroffen waren. So kann z. B. die Beschreibung eines Tagelöhnerhauses deutlich machen, daß soziale Unterschiede der ländlichen Bevölkerung vergangener Jahrhunderte auch in den Häusern manifest werden.

Insgesamt handelt es sich um ein gutes Buch, das versucht, die eingefahrenen Geleise durch neue Ansätze zu umgehen, als erste zusammenfassende Darstellung der Haustypen Baden-Württembergs ist es sicherlich wertvoll und es ist ihm eine weite Verbreitung zu wünschen. Unterstrichen wird diese Einschätzung von der beigegebenen Literaturauswahl, in der z. B. auch der Leser weitere Hinweise findet, dem das konstruktive Element zu wenig berücksichtigt ist. *Wolfgang Seidenspinner*

*

Karlheinz Buchmüller: Das Bauernhaus in Oberschwaben mit einer historischen Einführung von Wolf Bartholomä und einem Kurzführer durch das Bauernhaus-Museum in Wolfegg. Stuttgart 1982 (Wolfegger Reihe im W. B. Literatur-Vertrieb)

Auf den ersten Blick ist man geneigt zu sagen: Ein barocker Titel, wie er nicht besser zu der darin genannten Landschaft passen könnte. Leider zeigt der zweite Blick auf den Inhalt, daß die Freude nicht ungetrübt ist. Mehr noch: Die historische Einführung von Wolf Bartholomä mit dem anspruchsvollen Thema „Der Bauer in Oberschwaben“ ist auch (oder besser: gerade) unter dem Aspekt einer populärwissenschaftlichen Darstellung ein Ärgernis. Da geht es munter kreuz und quer durch die Jahrhunderte und werden markige Sätze vorgetragen: „... auch wenn der Bauer Geschichte mehr erlitten denn gemacht hat: Ich meine, Geschichte hätte ohne den Bauern gar nicht stattfinden können“ (Seite 27). Statt solcher Allgemeinplätze hätte man gern erfahren, wann und warum z. B. die Umstellung auf die heute dominierende Milchwirtschaft erfolgt ist. Überhaupt scheint die Vorliebe für Konkretes bei Bartholomä wenig entwickelt zu sein. Ausdruck dessen ist sicher auch, daß er seitenlange Passagen aus verschiedenen oberschwäbischen Oberamtsbeschreibungen des frühen 19. Jahrhunderts zitiert.

Erfreulicher sind da schon die von Buchmüller verfaßten Abschnitte über „das Bauernhaus in Oberschwaben“ und „das Bauernhaus-Museum in Wolfegg“. Nach einem idealtypischen Rundgang durch einen oberschwäbischen Bauernhof, wie er vor wenigen Jahrzehnten sicher noch vielfach möglich war, folgt eine Verbreitungskarte mit

den verschiedenen Haustypen. Bautechnischen Erläuterungen über Dach- und Wandkonstruktionen sind eigene Kapitel gewidmet, bevor die auf der Karte eingetragenen Typen (altoberschwäbisches Eindachhaus, Bodenseehaus, südboberschwäbische Hofanlage, sog. Rheintalhaus, Allgäuer Flachdachhaus) detaillierter beschrieben werden. Ein Kapitel über die Nebengebäude rundet diesen Abschnitt ab. Zahlreiche Zeichnungen und Abbildungen vermitteln im großen und ganzen eine gute Anschauung des Beschriebenen.

Trotz des insgesamt positiven Eindrucks bleiben Kritikpunkte. So hätte ein freundlich-kritisches Lektorat manche störende inhaltliche und stilistische Ungenauigkeit verhindert. Zwei Bei-

spiele: Auf S. 61 ist von zwei Dachkonstruktionen bei der südboberschwäbischen Hofanlage die Rede: stehender Stuhl mit Firstpfette auf einer Restfirstsäule und stehender Stuhl mit Sparrendach. Das hindert den Autor aber nicht, im nächsten Satz fortzufahren: „Bei größeren Wohngebäuden läßt sich auch der Scherenstuhl nachweisen.“ Der Anfang des Abschnitts über das altoberschwäbische Bauernhaus (S. 73) lautet: „Seit dem 15. Jahrhundert war in unserem Gebiet die Entwicklung der Bauernhäuser so weit fortgeschritten, daß sämtliche wichtigen Bereiche der täglichen Arbeit unter einem Dach vereint waren. Der Bauer konnte trockenen Fußes in alle Räume gelangen.“ Hier wird dem Leser stillschweigend zugemutet, von sich aus zu errahnen, daß in

unserer Gegend das Gehöft die Urform des landwirtschaftlichen Betriebs war. Weitere solcher Stellen ließen sich aufzählen. Für eine eventuelle zweite Auflage könnte man auch daran denken, die auf S. 106 angedeutete Entwicklung (Erhöhung des Daches infolge der Umstellung auf Viehwirtschaft/Grünlandwirtschaft, Anbau einer Wiederkehr mit Hocheinfahrt) als Typ aufzugreifen, der aufgrund der geänderten ökonomischen Bedingungen aus alten Formen heraus neu entwickelt wurde und heute im Altkreis Wangen vielfach anzutreffen ist. Insgesamt bleibt trotz aller Bemühung manches doch etwas unsicher, und der Leser ist gut beraten, das Gelesene kritisch zu überprüfen, was an Hand des reichen Anschauungsmaterials gut möglich ist. *Gustav Schöck*

Mitteilungen

Leiter einer „Steinzeit-AG“ erhält Archäologiepreis

Was ein Lehrer zusammen mit seinen Schülern dem Dunkel der Vergangenheit entrissen hat, steht nun in besonders hellem Licht. Der Württembergische Archäologiepreis der Volksbanken und Raiffeisenbanken wurde für 1983 Oberstudienrat Hermann Huber aus Giengen an der Brenz, dem Leiter einer „Steinzeit-AG“, bestehend aus etwa 15 Schülern des Werkgymnasiums Heidenheim, zuerkannt.

Hermann Huber hat schon während seiner eigenen Schulzeit in Sontheim/Brenz ein alamannisches Gräberfeld entdeckt und teilweise selbst ausgegraben. Während seiner Lehrtätigkeit in Schwäbisch Hall hat er zusammen mit einer von ihm gegründeten und geleiteten Schüler-Arbeitsgemeinschaft eine durch Baumaßnahmen bedrohte umfangreiche Siedlung der Rössener Kultur freilegen können und dabei die ersten Hausgrundrisse dieser Kultur in Südwestdeutschland aufgefunden. Während mehrjähriger beruflicher Tätigkeit in Kairo hat er mit dem Deutschen Archäologischen Institut, Kairo, zusammengearbeitet.

Seit einigen Jahren ist er nun am Werkgymnasium Heidenheim tätig und als ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes für den Kreis Heidenheim zuständig. Dabei unternimmt er umfangreiche Begehungen und auch kleine Ausgrabungen. Was die Jury des Archäologiepreises besonders beeindruckt hat, ist die Gründung und Leitung der „Steinzeit-AG“ am Heidenheimer Werkgymnasium. Eine Gruppe von etwa 15 Schülern beschäftigt sich unter seiner Anleitung intensiv mit der neolithischen Besiedlung der Schwäbischen Alb um Heidenheim. Sie wird dabei

nicht nur theoretisch geschult, sondern betätigt sich vor allem durch Geländebegehungen und kartieren oberflächlich sichtbare neolithische Siedlungen. Durch kleine, sorgfältig ausgewählte Testgrabungen in diesen Siedlungen soll der Erhaltungszustand geklärt werden, um der Denkmalpflege Entscheidungsgrundlagen für eine eventuell nötige Untersuchung der einzelnen Fundstellen zu geben.

Hermann Huber führt einige dieser Untersuchungen in den Regierungsbezirken Stuttgart und Tübingen durch. Die Schülergruppe war auch maßgeblich an den Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes in Heidenheim-Schnaitheim beteiligt.

Die Jury hat außerdem die besonderen Verdienste der Stadt Aalen um die heimatische Archäologie gewürdigt. Sie erhält eine Nachbildung der Goldschale aus dem keltischen Hochdorfer Fürstengrab für die großzügige Unterstützung des Baues und der Einrichtung des Limes-Museums im Reiter-Kastell Aalen, für 14 Sonderausstellungen in diesem Museum und die finanzielle Unterstützung der Schaffung von 4 großen Zinnfigur-Dioramen für Jugendliche. Außerdem ermöglicht die Stadt Aalen seit 1965 durch einen jährlichen Druckkostenzuschuß den Druck zahlreicher Publikationen in der Reihe Limes-Museum Aalen. Des weiteren hat sie Kunststeinnachbildungen römischer Steindenkmäler ermöglicht und den noch nicht zerstörten Bereich des Kastells Aalen vor einer drohenden Bebauung bewahrt.

Der Württembergische Archäologiepreis wurde am 7. November 1983 in einer öffentlichen Veranstaltung im Weißen Saal des Stuttgarter Neuen Schlosses verliehen.

Die württembergischen Volksbanken und Raiffeisenbanken sehen den Sinn dieses bislang in Deutschland einzigartigen Preises darin, das Bewußtsein für den Rang der Archäologie zu fördern und vor allem den ehrenamtlich tätigen Vorgeschichtsforschern einen Ansporn zu bieten.

*

Nachdruck der badischen und württembergischen Inventare

Die älteren Kunstdenkmäler-Inventare für den Bereich des heutigen Baden-Württemberg sind sämtlich seit längerem vergriffen. In den letzten Jahren wurde verstärkt der Wunsch an das Landesdenkmalamt herangetragen, die früheren „klassischen“ Inventare als historische Quellen wieder allgemein zugänglich zu machen. 1983 hat nun der Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt, den Nachdruck dieser Inventarbände begonnen, die – je nach ihrer Entstehungszeit – von den jeweils beauftragten Konservatoren Badens, Württembergs und Hohenzollerns damals herausgebracht wurden.

Damit werden in der Zukunft Band für Band die kunsttopographischen Anfänge und Leistungen neu verfügbar gemacht, die inzwischen selbst einen hervorragenden Dokumentar- und Quellenwert darstellen, und schon allein deswegen einen Nachdruck rechtfertigen.

Bekanntlich geben die „klassischen“ Inventare – wie jede Wissenschaft – nur den am jeweiligen Denkmalverständnis ihrer Entstehungszeit orientierten Kenntnisstand wieder. Der Denkmalbegriff, d. h. die der Denkmalerfassung zugrunde liegende Definition des Denkmals, ist von den Anfängen der Inventarisierung (in Baden 1887, in Württemberg

1889) bis zur Gegenwart im Grundsätzlichen unverändert. Stets ging es dabei um von Menschenhand geschaffene Werke aus abgeschlossenen Kulturepochen, die in erster Linie geschichtliche Bedeutung tragen. Sie sind insofern im öffentlichen Interesse unverzichtbar, als sie Erfahrung aus der Geschichte vermitteln. Gemäß dem jeweiligen Geschichtsverständnis hat sich allerdings der faktische Inhalt des Denkmalsbegriffes fortlaufend geweitet, neu akzentuiert und differenziert. Dieser Prozeß wird im ganzen der hier begonnenen Reprint-Unternehmung als Entwicklung der Kunstdenkmälerinventarisierung erneut anschaulich werden: Wo zunächst nur die mittelalterlichen Denkmale verzeichnet wurden, treten später auch die jüngeren kunstgeschichtlichen Epochen ins Blickfeld des Interesses, wo die Inventarisierung zunächst nur kunstgeschichtlich belangvolle Monumente wie Kirchen, Schlösser und Burgen erfaßte, wurden später auch Bürger- und Bauernhäuser als Geschichtszeugnisse wichtig – bis hin zu jenen strukturellen Bauzusammenhängen, die siedlungsgeschichtlich und als historisch-städtebauliche Entwicklungen heute von Bedeutung sind.

In diesem Zusammenhang ist ein vergleichender Hinweis auf die aktuelle Art der Denkmalerfassung in nachrichtlichen Listen naheliegend. Gerade dieser Vergleich verdeutlicht, warum die Listen in ihrer nur knapp die Denkmaleigenschaft begründenden Erfassung niemals als Ersatz für das große Denkmalinventar mißverstanden werden dürfen. Die „klassischen“ Inventare zeichnen sich über den dokumentarischen Wert hinaus vor allem durch die beispielhafte Art der Denkmalvermittlung aus: sie bringen den Denkmalbestand in umfassender Weise durch bildhafte Wiedergabe, durch Aufmaßpläne und durch eine Beschreibung zur Darstellung, die das gesamte Wissen um den geschichtlich begründeten Wert eines

Denkmals detailliert ausbreitet. Damit erfährt nun zwar auch ein Großteil der Objekte in den derzeitigen Denkmallisten durch die älteren Inventare zusätzliche Erläuterung. Vor allem aber werden mit dem Reprint die Maßstäbe festgehalten und neu bewußt gemacht, nach denen besonders in der Zukunft wieder eine Denkmalinventarisierung zu betreiben ist, die für das öffentliche Denkmalsbewußtsein, für die Denkmalpraxis und nicht minder für jede geschichtswissenschaftliche Disziplin von grundlegender Bedeutung ist.

Die beiden bereits erschienenen Bände „Ehemaliges Oberamt Künzelsau“ und „Die Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim“ können über den Buchhandel bezogen werden.

Farbigkeit im Fachwerkbau

Die Kenntnisse zur Verwendung von Farbe im Fachwerkbau haben sich in den vergangenen Jahren entscheidend geändert. Die gezielte und systematische Erfassung und Sicherung von originalen Farbfassungen im Rahmen von Sanierungen und Bauuntersuchungen in einigen Städten und Regionen haben gezeigt, daß die bisherigen Erkenntnisse zur Fachwerkarbigkeit, die noch weitgehend aus den 30er Jahren stammen, grundlegend geändert werden müssen.

Ein neues und gesichertes Bild der Farbigkeit im Fachwerkbau soll durch ein Forschungsvorhaben am Fachgebiet Baugeschichte der Technischen Hochschule Darmstadt, Prof. Dr.-Ing. W. Haas, erarbeitet werden. Das Vorhaben wird durch die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermöglicht und von den Denkmalämtern der Bundesländer Bayern, Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz unterstützt.

Ziel der Untersuchung ist die Erfassung, Sichtung und Bewertung einer möglichst großen Zahl authentischer

Farbbefunde im gesamten süddeutschen Raum. Auf einer breiten Materialbasis sollen dann die zeitliche und regionale Verbreitung einzelner Farbfassungen und Dekorationsmotive beschrieben und belegt werden. Die Abhängigkeit einzelner Farbfassungen von der Funktion des Gebäudes sowie von der wirtschaftlichen und sozialen Stellung des Bewohners sollen ebenso untersucht werden wie die wechselseitige Abhängigkeit von Außen- und Innenfarbigkeit.

Die Ergebnisse des Forschungsvorhabens sollen zum einen die bestehende Kenntnislücke schließen, bevor durch den schnell fortschreitenden Substanzverlust die letzten Reste der alten Farbigkeit verlorengegangen sind, und auf der anderen Seite Grundlagen für eine fachgerechte „Erneuerung“ historischer Fassaden schaffen.

Der Erfolg des Projektes hängt entscheidend davon ab, daß eine möglichst große Zahl von Beispielen ausgewertet werden kann. Hierzu sind die Bearbeiter auf die Mitwirkung all jener angewiesen, die im Rahmen von Baumaßnahmen und Bauuntersuchungen auf entsprechende Befunde stoßen. Von Interesse sind dabei sowohl historische Farbfassungen im Innen- und Außenbereich, die bei aktuellen Fachwerkreilegungen zutage treten und im Rahmen des Vorhabens gesichert und ausgewertet werden können, wie auch Aufzeichnungen von bereits früher durchgeführten Maßnahmen. Als Belegstücke kommen neben Farbphotos auch sonstige Notizen und vor allem Teile des originalen Putzes mit der alten Farbfassung in Frage.

Mitteilungen über solche Befunde werden erbeten an:

*Technische Hochschule Darmstadt
Fachgebiet Baugeschichte
Petersenstraße 15
6100 Darmstadt
Telefon (0 61 51) 16 29 65*

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien stellten zur Verfügung:

J. Feist, Pliezhausen 180 Abb. 4, 181 Abb. 5 u. 7;
Kurpfälzisches Museum, Heidelberg (B. Heukemes) 194, 195, 198;
Ministry of Defence, Empress State Building, London S. W. 6, 170;

Stadt Freiburg/Br. Titelbild (Foto: Musesen der Stadt Freiburg) 173;
LDA-Freiburg 169, 174, 176–178;
LDA-Stuttgart 184, 186 Abb. 4, 187 Abb. 7, 188, 189 Abb. 10;
LDA-Tübingen 180 Abb. 3, 181 Abb. 6.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

Kurpfälzisches Museum, Heidelberg (Zeichng.: B. Heukemes) 196, 197;
LDA-Freiburg (Zeichng.: L. Schmidt) 172 Abb. 3, 175;
LDA-Stuttgart 185 (Zeichng.: J. Fekete);
LDA-Tübingen 182, 183 (Zeichng.: K. Scholkmann);

Aus: K. Bittel/W. Kimmig/S. Schiek Hrsg., Die Kelten in Baden-Württemberg. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1982, 193.

Aus: A. V. Ihering, Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnutzung der Wasserkräfte. In: Natur und Geisteswelt 228. Bd., Leipzig 1908, 186 Abb. 5, 187 Abb. 6.

Aus: Meyers Konversations-Lexikon, 4. Aufl., 11. und 14. Bd., Leipzig und Wien 1890, 190 Abb. 12, 191 Abb. 15.

Aus: M. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, 2. Bd., Leipzig 1876, 189 Abb. 11, 190 Abb. 13 u. 14, 191 Abb. 16.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

- Band 1
Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch
Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns
München/Berlin 1971
- Band 2
Reinhard Lieske
Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg
München/Berlin 1973
- Band 3
*Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt*
München/Berlin 1973
- Band 4
Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen
Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke
München/Berlin 1974
- Band 5
*Der Altar des 18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe*
München/Berlin 1978
- Band 6
Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

- Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg**
Deutscher Kunstverlag
Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm
Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978
- Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim*
Bearbeitet von Hans Huth, mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab
München/Berlin 1982
- Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg**
Band 1
Günter P. Fehring
*Unterregenbach
Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche*
Stuttgart 1972
Verlag Müller & Gräff
- Band 2
Antonin Hejna
*Das „Schlößle“ zu Hummertstried
Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts*
Stuttgart 1974
Verlag Müller & Gräff
- Band 3
Barbara Scholkmann
*Sindelfingen/
Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters*
Stuttgart 1978
Verlag Müller & Gräff
- Band 4
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

- Band 5
Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979
- Band 6
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979
- Band 7
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen
- Band 8
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1983
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen
- Fundberichte aus Baden-Württemberg**
E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermüller)
- Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977
Band 4 Stuttgart 1979
Band 5 Stuttgart 1980
Band 6 Stuttgart 1981
Band 7 Stuttgart 1982
Band 8 Stuttgart 1983
- Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg**
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag
- Band 1
Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg
Stuttgart 1972

- Band 2
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Stuttgart 1972
- Band 3
Teil 1: Robert Koch
Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach
Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972
- Band 4
Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)
Stuttgart 1973
Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Stuttgart 1973
- Band 5
Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)
Stuttgart 1973
- Band 6
Dieter Planck
*Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil*
Stuttgart 1975
- Band 7
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Stuttgart 1976
- Band 8
Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Stuttgart 1977

- Band 9
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis)
Ausgrabung 1960
Stuttgart 1977
- Band 10
Peter Paulsen
Helga Schach-Dörges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Stuttgart 1978
- Band 11
Wolfgang Czysz, Hans Heinz Hartmann, Hartmut Kaiser, Michael Mackensen, Günter Ulbert
Römische Keramik aus Bad Wimpfen
Stuttgart 1981
- Band 12
Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden
Stuttgart 1982
- Band 13
Mostefa Kokabi
*Arae Flaviae II
Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil*
Stuttgart 1982
- Band 14
U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim
Stuttgart 1983
- Band 15
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)
Stuttgart 1983

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt

Amtsleitung
Abteilungsleitung
Verwaltung
Inventarisierung
Öffentlichkeitsarbeit
Technische Dienste

Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 23 83

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Zentrale Restaurierungsberatung

Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 27 38

Archäologie des Mittelalters

Mörikestraße 20
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 23 72

Bodendenkmalpflege
(mit Abteilungsleitung)

Archäologische Zentralbibliothek
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93 29 80

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Bodendenkmalpflege

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege

Adelhauser Straße 33
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Bodendenkmalpflege

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90